



6 (2021)

Mitteilungen zu den Kulturgütern der Orden

INHALT

Gisela FLECKENSTEIN OFS, Spiritueller Impuls zum Umgang mit Krisen	2
Erzabt Korbinian BIRNBACHER OSB, Von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft. <i>Vom klösterlichen Leben und seinen heutigen Herausforderungen</i>	8
Alkuin SCHACHENMAYR OCist, Das Archiv der Legion Mariens in Wien. <i>Inhalte – Hintergrundinformationen – Forschungswert</i>	25
Anna Elisabeth RIFESER OSF, Das Potenzial der Frömmigkeit. <i>Klösterliches Leben in Gemeinschaft als Ressource</i>	42
Christine GIGLER, Diözesan- und Ordensarchive in Österreich. <i>Aktuelle Herausforderungen bei der Zusammenarbeit</i>	59
Roman NÄGELE OCist, Bildung aus der Lade – Gips · Lack · Schwefel. <i>Die Heiligenkreuzer Daktyliothek</i>	75
Nora PÄRR, Wie feiert man einen 350-er? <i>Das Jubiläum der Ursulinen in Klagenfurt</i>	85
Susanne BARABAS, Inventarisierungsprojekt im Karmelitenkonvent in Linz. <i>Ein Erfahrungsbericht</i>	97
Gerald HIRTNER, Abt Romuald Horner von St. Peter in Salzburg (1876–1901). <i>Verortung und Quellen</i>	116
Rita KUPKA-BAIER und Erhard RAUCH SDS, Die Stiftung Opferschutz der römisch-katholischen Kirche in Österreich	130

IMPRESSUM

ISSN 2791-4054 Online Edition

Medieninhaber: Ordensgemeinschaften Österreich

(Österreichische Ordenskonferenz)

Herausgeber: Bereich Kultur und Dokumentation der Ordensgemeinschaften Österreich

Redaktion: Susanne Barabas, Iris Forster, Gerald Hirtner, Irene Kubiska-Scharl, Karin Mayer,

Irene Rabl, Maximilian Alexander Trofaier

Adresse: Freyung 6/1/2/3, 1010 Wien

E-Mail: kultur@ordensgemeinschaften.at, Tel.: +43-1-535 12 87 0

Umschlagbilder: Einblicke in das Langhaus der Stiftskirche St. Peter in Salzburg © Friedrich Nill

Alle Beiträge sind im Open Access auf <https://www.ordensgemeinschaften.at/kultur/e-journal> verfügbar und geben die Meinungen ihrer Verfasserinnen und Verfasser wieder. Diese entsprechen nicht unbedingt denen der Redaktion.



Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

In dieser Ausgabe gibt es drei Schwerpunktthemen: Archiv/historische Quellen, Kirche/Spiritualität und Sammlung/Ausstellung. Teils sind es Vorträge von 2020, die anlässlich der Jahrestagung der ARGE Ordensarchive, des Kulturtags im Rahmen der Herbsttagungen der Ordensgemeinschaften und als Vortrag bei der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde entstanden sind. Teils sind es Beiträge, die bei der MiKO-Redaktion eingereicht wurden oder auf Anfrage der Redaktion entstanden sind.

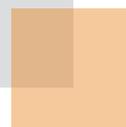
Zum Thema Archiv finden Sie die wissenschaftliche Aufarbeitung von archivalischen Quellen zu Abt Romuald Horner in der Erzabtei St. Peter in Salzburg und den Beitrag über einen Archivbestand der Legion Mariens in Wien. Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit der Vernetzung von kirchlichen Archiven und der rechtlichen Basis von Ordensarchiven.

Im Bereich Kirche/Spiritualität setzen sich zwei Beiträge mit den heutigen Herausforderungen des Klosterlebens auseinander. Ein weiterer Bericht beleuchtet die verschiedenen Phasen in der Entwicklung des Opferschutzes der röm.-kath. Kirche Österreichs von 2010 bis 2021.

Zu den Ausführungen, die den Sammlungsbereich abdecken, ist jener über die Heiligenkreuzer Daktyliothek zu nennen sowie zwei Erfahrungsberichte: die Jubiläumsausstellung der Ursulinen in Klagenfurt und ein Inventarisierungsprojekt der Linzer Karmeliten.

Wie immer hofft die Redaktion, dass Sie auch mit dieser Ausgabe ein interessantes und kurzweiliges Lesevergnügen haben.

Die Redaktion



SPIRITUELLER IMPULS ZUM UMGANG MIT KRISEN

Gisela Fleckenstein OFS

Impuls gehalten bei der virtuellen Jahrestagung der ARGE Ordensarchive am 6. Oktober 2020.

Kaum einer von uns hätte noch vor einem Jahr gedacht, dass das Thema der Jahrestagung „In guten wie in bösen Tagen'. Krisen und Chancen im Spiegel der Ordensarchive“ die Tagung selbst treffen würde. Die Corona-Pandemie hat ein Zusammentreffen am geplanten Tagungsort St. Georgen am Längsee in Kärnten nicht möglich gemacht. In einem ersten Schritt wurde die geplante Tagung auf einen neuen Termin verschoben. Doch die weltweite Krise zwang zu weiteren Entscheidungen, da es (bis heute) immer noch nicht möglich ist, unter „normalen“ Bedingungen zu konferieren. Die Entscheidung, die Tagung trotz der anhaltenden Krise stattfinden zu lassen, habe ich sehr begrüßt.

Die durch die Krisensituation herbeigeführte Entscheidung hat uns heute an den Monitoren versammelt. Es ist eine Tagung ohne gemeinsamen Versammlungsort, was auf der Einladung mit „Online-Tagung“ zum Ausdruck gebracht wird. Wie bei einer Online-Besprechung wird es im Protokoll keinen Tagungsort geben – das heißt, dass es auch bei den anstehenden Vorstandswahlen der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive keinen Wahlort gibt. Auf der Einladung war auch keine Anreiseinformation notwendig. Die „Anreise“ wurde durch den zugesandten Konferenz-Link ersetzt. Kein Kofferpacken, keine Bahnfahrt, kein Flug, kein Taxi, kein Auto. Stattdessen einfach aufstehen, frühstücken, Computer einschalten, Link aktivieren und bei der Tagung sein. Aber auch kein Händedruck, keine Umarmung, kein Smalltalk, keine gemeinsamen Mahlzeiten, kein Büchertisch usw. Aber es gibt nicht nur Nachteile. An der Online-Tagung kann der eine oder andere teilnehmen, der sonst vielleicht nicht hätte kommen können.

Die Corona-Krise hat eine Entscheidungssituation herbeigeführt und der Veranstalter, die Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive bzw. der Bereich Kultur und Dokumentation der Ordensgemeinschaften Österreich, hat die Chance genutzt, ein neues Tagungsformat zu organisieren und auszuprobieren. Für die damit verbundene Mühe der Organisation ein herzliches Dankeschön.

„In guten wie in bösen Tagen“ sind Worte, die mit einem Versprechen verbunden sind. Nicht nur mit der Ordensprofess, sondern auch im weltlichen Bereich. Bei der kirchlichen Eheschließung fragt der Zelebrant zuerst den Bräutigam: „(Name), ich frage Sie vor Gottes Angesicht: Nehmen Sie Ihre Braut (Name) an als Ihre Frau und versprechen Sie, ihr die Treue zu halten in guten und bösen Tagen, in Gesundheit und Krankheit, und sie zu lieben, zu achten und zu ehren, bis der Tod Sie scheidet?“ Diese Frage wird, so sieht es das Formular vor, mit „Ja“ beantwortet. Archivare und Archivarinnen gehen oft auch eine langjährige Verbindung mit ihrem Archiv ein. Sie sagen „Ja“ zu ihrem Archiv und versuchen, es gut durch die Zeiten zu bringen. Für das Archiv selbst sind sie aber nur Lebensabschnittsgefährten. Denn Archivbestände reichen meist weiter hinter die Lebenszeit des Archivars zurück und sollen auch nach dessen Tod weiter existieren. Die besonderen Probleme einer elektronischen Langzeitarchivierung von Schriftgut lassen wir kurz außer Acht. Archivare und Archivarinnen feiern mit ihrem Archiv oft das 25jährige Dienstjubiläum („Silberhochzeit“), bei Ordensarchivaren kann es schon mal möglich sein, dass mit einem 50jährigen Dienstjubiläum auch eine „Goldhochzeit“ gefeiert wird.

Zu einem Rückblick lädt meist das 40jährige Dienstjubiläum ein. Mit der Zahl 40 ist die Erinnerung an die Wüstenwanderung der Israeliten in das Gelobte Land verbunden (Buch Numeri), an den Propheten Elija, der 40 Tage und Nächte in der Wüste verbrachte und zum Berg Horeb ging (1 Kön 19,1–18) oder an die Versuchung Jesu (Mt 4,1–11). In der Bibel steht die Zahl von 40 Tagen und Nächten symbolisch für eine lange Zeit, die der Mensch braucht, um aus innerlichen oder äußerlichen Krisen einen Weg zu finden. Die Wüste gilt als ein fruchtbarer Raum der Geschichte. Auch jemand, der nie in einer Wüstenlandschaft

war, erfährt die Wüste als eine Dimension des menschlichen Daseins. Der Jesuit Alfred Delp (1907–1945) sagte in einem Gebet: „Herr, lass mich erkennen, dass die großen Aufbrüche der Menschheit und des Menschen in der Wüste entschieden werden, Herr ich weiß, es steht schlecht um mein Leben, wenn ich die Wüste nicht bestehe.“ Ob ein Archiv auch eine Wüste sein kann, lasse ich dahingestellt. Wüste bzw. unordentliche und verwahrloste Archive gibt es jedenfalls – natürlich nicht bei den Orden. Aber Archive sind immer Räume der Geschichte.

In diesem Raum der Geschichte spiegeln sich Krisen und (verpasste) Chancen. In den Beständen eines Archivs kann man gezielt danach suchen, wie Orden auf bekannte Krisen reagiert haben oder aus den Akten erkennen, dass sich Orden in einer Krise befunden haben.

Krisen können institutionelle und strukturelle Ursachen haben. Krisen können sich zeigen in von außen erfolgten Reformen und in gesellschaftlichen Umbrüchen. Krisen können die Ursache für durchgeführte Innovationen sein bzw. diese beschleunigen.

Krisen sind bedrohliche Situationen, die ein Handeln außerhalb von Routinen verlangen, weil die eingeübten Verhaltensmuster und Gewohnheiten nicht zu deren Bewältigung beitragen. Krisen erzeugen Handlungs- und Entscheidungsdruck. Krisen erfordern Kommunikation. Die denkbar schlechteste Lösung in einer Krise scheint zu sein, nichts zu tun. Vielleicht ist aber „nichts tun“ auch die Lösung? Es kommt auf Art, Zeit und Dauer der Krise an. Betrachten wir durch die Jahrhunderte einige Krisenarten und -situationen, in die Orden kommen können.

Institutionelle und strukturelle Krisen können sein:

- es soll zur ursprünglichen Strenge der Ordensregel zurückgekehrt werden;
- es gibt Ordensprovinzen, deren Mitgliederzahlen kontinuierlich abnehmen;
- es treten zu viele neue Mitglieder in eine bereits klein gewordene Gemeinschaft ein;
- der Tod des Gründers / der Gründerin oder der Wechsel von Oberen und Oberinnen.

Krisen in Reformen und gesellschaftlichen Umbrüchen können sein:

- die Reformation, die das Ordensleben an sich in Frage stellte;
- die Reformen des Josephinismus und die Säkularisation, welche die Nützlichkeit von Klöstern in Frage stellten;
- Klosteraufhebungen im Kulturkampf;
- die nationalsozialistische Ideologie und der „Klostersturm“ der Nationalsozialisten;
- die Trennung von Kirche und Staat.

Krisen können durch Innovationen ausgelöst werden:

- wie durch die Konstitution *Perfectae caritatis* des Zweiten Vatikanischen Konzils;
- durch Veränderungen von Aufgaben einer Gemeinschaft, weil diese von anderen Institutionen übernommen werden;
- durch Internet und Social Media.

Auf der Suche nach Krisen in den Ordensarchiven muss unterschieden werden zwischen der aus den Unterlagen hervorgehenden zeitgenössischen Krisenerfahrung und den aus der Sicht der Geschichtswissenschaften „anerkannten“ Krisen. Die Erkenntnisse aus beiden Perspektiven müssen dabei nicht übereinstimmen. Das heißt, dass eine von den Geschichts- oder Sozialwissenschaften anerkannte Krise sich nicht unbedingt in einem Ordensarchiv widerspiegeln muss, wenn sie für den Orden keine Krise war. Ist es möglich, frühere Krisen aufzuarbeiten, um die aktuelle Krise besser zu bewältigen?

Hier schließt sich die Frage an, ob es für die Ordensforschung hilfreich ist, Krisen zu diagnostizieren. Bereits 2013 fand in Tübingen eine Tagung zum Thema „Orden in der Krise. Möglichkeiten und Grenzen religiöser Lebenswelten in der Vormoderne“ statt.¹ Die dort für einen Workshop formulierten Fragen können über die Vormoderne hinaus zu interessanten Ergebnissen führen:

¹ Vgl. Susanne HÄCKER, Tagungsbericht: Orden in der Krise – Möglichkeiten und Grenzen religiöser Lebenswelten in der Vormoderne, Tübingen, 5.9.2013–6.9.2013 (7.4.2014), <http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-5299> [Zugriff: 1.10.2020].

„Folgende Fragen sollen dabei als roter Faden des Workshops dienen:

1. Wie erfuhren die Akteure die Krise, wie verließen sie ihr semantisch Ausdruck und worin wurden die Krisenursachen gesehen?
2. Welche Unterschiede ergeben sich dagegen aus der analytischen Perspektive des Historikers?
3. Welche Grenzen und Möglichkeiten wurden diskutiert oder genutzt? Wurden vormals gültige Normen, Verhaltensweisen oder Routinen eingehalten, ausgeweitet oder gar gesprengt?
4. Traten dabei neue Akteure als Entscheidungsträger in wichtigen Funktionen in Erscheinung? Verschoben sich im Orden selbst, aber auch in dessen Verhältnis nach außen, Machtstrukturen?

Welchen Ausgang nahm die Krise und wie wurden die als negativ wahrgenommenen Folgen der Krise abgewendet bzw. warum konnten diese gerade nicht abgewendet werden?“²

Diese Fragen lassen sich unter anderem auf politische, wirtschaftliche, moralische oder spirituelle Krisen anwenden. Das Verhalten in Krisensituationen lässt Rückschlüsse auf die Entwicklung von Bewältigungsstrategien für die Krise zu. Damit stellen sich die Fragen: Kann man aus früheren Krisenbewältigungen lernen? Werden alte Verhaltensmuster in Krisen auf neue Krisen übertragen? Oder sind Krisenbewältigungen so sehr zeitgebunden, dass sie nur noch Geschichte sind?

Da wir uns mit Ordensgemeinschaften beschäftigen, scheint mir noch ein anderer Aspekt wichtig. In Krisenzeiten kommt solidarischer Unterstützung ein hoher Stellenwert zu. Gibt es in Krisenzeiten eine gegenseitige Unterstützung von Ordensgemeinschaften? Wenn ja, auf welchen Ebenen findet diese statt? Werden Krisen auf praktischer oder spiritueller Ebene miteinander geteilt? Eng damit verbunden ist die Kommunikation in Krisenzeiten. Wurde in Krisenzeiten mehr kommuniziert als üblich?

Orden und Kongregationen sind geistliche Gemeinschaften. Haben sie in Krisen auf Gott vertraut? „Hoffe auf den Herrn, und sei stark! Hab festen Mut, und hoffe auf den

² Einladung zum Workshop: <https://ordensgeschichte.hypotheses.org/5531> [Zugriff: 1.10.2020].

Herrn! (Ps 27,14) wie der Psalmist sagt. Wurde gefragt, warum Gott diese Krise zulässt? Wurde durch Gott ein Blick auf eine andere, kommende Welt geworfen? Kommt auch das in den Quellen zum Ausdruck?

Zur aktuellen Corona-Krise und deren Erfahrungen aus Ordensperspektive gibt es schon eine gedruckte Quelle: „77 Tage Ausnahme Leben. Wie ein Virus uns auf andere Gedanken brachte“³. Darin haben zwei Benediktiner der in Westfalen gelegenen Abtei Gerleve die Texte aus ihrem Corona-Blog veröffentlicht, den sie in den Tagen des dortigen Lockdowns vom 15. März bis zum 31. Mai 2020 geschrieben haben. Alltäglichkeiten, wie beispielsweise das Händeschütteln, wurden neu in den Blick genommen. Oder vertraute Gesten, wie sich mit Weihwasser zu bekreuzigen, fielen weg, weil das Weihwasser in den Kirchen abgeschafft wurde. Die Tauferinnerung gab es nur noch auf intellektueller Ebene.

Mit einem krisengeschulten Blick auf die Ordensarchive kommt man für die Ordensgeschichte zu neuen Erkenntnissen. Auch die Archive selbst können in Krisen geraten. So kann man „in guten wie in bösen Tagen“ auch auf das Archivgut übertragen. Damit wären wir bei Fragen der Restaurierung, Konservierung bzw. der Bestandserhaltung in Archiven. Den Archivaren und Archivarinnen käme hier die Rolle der barmherzigen Samariter zu, die dem Archivgut Hilfe leisten und lebensverlängernde Maßnahmen veranlassen. Auch hier wären Strategien zur Krisenbewältigung zu entwickeln.

Die gegenwärtige Corona-Krise wird sich in einigen Jahren auch in den Ordensarchiven widerspiegeln und die erste Online-Tagung der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive in Österreich wird als Krisenbewältigung wahrgenommen werden.

Ich wünsche unserer Tagung einen guten Verlauf.

³ Elmar SALMANN–Marcel ALBERT, 77 Tage Ausnahme Leben. Wie ein Virus uns auf andere Gedanken brachte (Münsterschwarzach 2020).

Gisela Fleckenstein OFS studierte Geschichte, Germanistik und Pädagogik in Düsseldorf, Innsbruck, Brixen und Bonn. Sie promovierte 1991 und absolvierte die Ausbildung zur Archivarin. Seit 2019 ist sie stellv. Leiterin des Landesarchivs Speyer. Veröffentlichungen zur Kirchen- und Ordensgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Leiterin des Arbeitskreises Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert. Kontakt: g.fleckenstein@web.de

VON DER VERGANGENHEIT ÜBER DIE GEGENWART IN DIE ZUKUNFT

Vom klösterlichen Leben und seinen heutigen Herausforderungen

Erzabt Korbinian Birnbacher OSB



Abb. 1: Erzabt Korbinian Birnbacher OSB – hier bei der Weihe im Jahr 2013 – steht in der Nachfolge des hl. Rupert als Abt von St. Peter. (Foto: Chris Hofer)

Vortrag gehalten am virtuellen Kulturtag im Rahmen der Herbsttagungen der Ordensgemeinschaften Österreich am 25. November 2020.

Klöster gehören zu den gegenwärtig notwendigsten Orten der Welt.¹ Mit diesem Statement ließ Abt Gregory Polan OSB, der Abtprimas der Benediktiner, kurz nach seiner Wahl 2016 aufhorchen.

Immer mehr Menschen erfahren, wie dringend sie in dieser sich so rasch verändernden Welt einmal einen Schritt zur Seite machen müssen, um ihr Leben in Stille oder auch im Gebet zu überdenken und Gott zu suchen. Die 1.500 Jahre alte Benediktsregel besagt, dass jeder in unseren Klöstern willkommen ist, und dass wir in jedem Menschen letztlich Christus begegnen.

Diese in gleicher Weise einfache wie klare Stellungnahme des obersten Repräsentanten der Benediktiner zeigt sehr gut auf, worum es im klösterlichen Leben geht und weshalb das *Kloster als Phänomen* ungeteilt auf Interesse stößt.

Auch wenn die Klöster selbst immer weniger werden und die Schwestern und Brüder zahlenmäßig stark zurückgehen, ist das öffentliche Interesse an Klöstern offensichtlich umso größer.

Aber da sprechen dann nicht nur die Nonnen und Mönche, sondern auch die Orte selbst! Ob es nun die mittelalterlichen Abteien mit ihren romanischen Kirchen (Conques, Verzelay, Maria Laach) sind, oder etwa die gotischen Kreuzgänge (Zwettl, Maulbronn, Heiligenkreuz), die fast palastartigen, barocken Klosteranlagen

¹ Katholische Kirche Österreich, Klöster sind notwendigste Orte der Welt, 2.12.2016, online unter <https://www.katholisch.at/aktuelles/2016/12/02/kloester-sind-notwendigste-orte-der-welt> [Zugriff: 29.11.2020].

(St. Florian, Ottobeuren, Melk) mit ihren Prälaturen, Kaisertrakten, Hofgärten oder Prunkbibliotheken, oder aber auch die riesigen neoromanischen Komplexe (St. Gabriel Mödling) und die neogotischen Generalats- oder Mutterhäuser (Sacré Coeur Riedenburg, Maredsous) der vielen Ordensneugründungen des 19. Jahrhunderts. Und selbst die Klosterbauten der Moderne wie beispielsweise das von Le Corbusier zwischen 1956 und 1960 entworfene Dominikaner-Kloster Sainte Marie de la Tourette bei Lyon oder das seit etwa dem Jahr 2000 von John Pawson projektierte Trappistenkloster Nový Dvůr in Tschechien bei Pilsen, an dem immer noch gebaut wird, ziehen uns auf eine magische Weise an. Gleichgültig in welcher stilistischen Epoche Klöster ihren architektonischen Ausdruck gefunden haben: Sie sind ausnahmslos qualitativ und schön ... und deshalb haben sie auch die Zeiten überlebt und werden auch weiterhin als eminente Kulturgüter die Zeiten überdauern.

Meine Rolle als Ordensoberer wirkt sich auf die Gestaltung des folgenden Beitrags, der in drei Zeitabschnitte gegliedert ist, aus.

1. VERGANGENHEIT

Warum werden Klöster eigentlich immer mit der Vergangenheit konnotiert? Warum wissen wir über die Geschichte der Klöster mehr als über ihre Gegenwart? Ich denke, hier müssen wir etwas tiefer gehen. Klosterbauten drücken etwas aus, was uns zunächst noch nicht bewusst ist. Ich glaube – rein phänomenologisch – ist es die Sehnsucht nach einer idealen Welt, einem Idyll, das etwas von der verlorenen Welt, von der guten alten Zeit – ja weiter noch! – aus der Urzeit, dem Zauber des Beginns, wiedergibt. Die alten Klosteranlagen, die oft noch Jahrhunderte nach ihrer Zerstörung oder Säkularisierung eine Ausstrahlung haben, die etwas von diesem Geist der Stille, der Ordnung, der Konzentration, der Geistigkeit, des sozialen Engagements aber auch des Widerstandes gegen eine übermächtige Staatsgewalt, oder der Würde und Pracht vermitteln. Es ist nicht nur das Gebäude an sich, wenn man so will, das fasziniert. Auch das Hineinsetzen eines solchen Gebäudes in die Natur, die wilden oder die gepflegten Gärten, die Landschaft um das Kloster he-

rum vermitteln eine solche Atmosphäre, die unverwechselbar ist, die nicht nur als Erholungsort aufgesucht wird, sondern auch als Begegnungsort mit der Transzendenz – wenngleich vielleicht noch nicht unbedingt als spiritueller Tatort! Damit werden alte, oft von Nonnen und Mönchen längst verlassene Klöster – also die Bauten selbst! - zur willkommenen Präsentationsfolie einer herbeigesehnten Gegenwart. Und selbst aufgelassene Klosteranlagen überleben, sie werden oft als Bildungs- und Exerzitionszentren umfunktioniert und leben damit weiter, geben dem Ganzen eine neue Deutung und atmen dadurch – ob sie es nun wollen oder nicht! – diesen klösterlichen Geist. Man spürt oft noch Jahrhunderte später, dass das Mauerwerk durchbetet und mit spiritueller Energie aufgeladen ist ... und diese immer noch abgibt.

Die Vergangenheit, so können wir sagen, hat viele Klöster hervorgebracht. Es war im Mittelalter durchaus üblich, Klöster zu stiften. Oft als Grabstätten einer Adelsfamilie oder auch als stellvertretende Sühnstätten für so manchen Fehltritt einflussreicher Persönlichkeiten – Kaiser, Könige, Grafen, Ritter, etc. – die damit ein Stück ihrer Schuld wiedergutmachen wollten. Mit den Klöstern waren aber auch immer Schulen und Ausbildungsstätten, künstlerische Werkstätten verbunden. Damit wurden die Klöster oft auch zu Leitbetrieben in der Region und Innovationsmotoren einer oft maßgeblichen Entwicklung, ob in der Landwirtschaft, im Bergbau, in der Salzgewinnung, im Weinbau, in der Forstwirtschaft oder etwa der Bautechnik.

Dies alles steht schon für sehr viel ... aber es macht immer noch nicht allein das Faszinosum der Klosterwelt aus! Ich denke, dass Klöster auch einfach als Sehnsuchtsorte erhalten müssen für eine bessere – und wir verbinden damit leider oft eine alte oder gar veraltete! – Zeit. Natürlich weiß die Geschichtswissenschaft heute sehr gut, dass die Vergangenheit nicht wirklich besser war, als sie heute dafür gehalten wird. Aber es lebe die *pia fraus*, der fromme Betrug, der sich gerne selbst etwas vormachen will.

Für uns Ordensleute gilt jedenfalls, dass die meisten Klöster aus der Vergangenheit kommen, eine lange Tradition aufweisen und dieses Gestern in die Gegenwart und ins Morgen führen wollen. Das ist für die gegenwärtigen Ge-

nerationen von Schwestern und Brüdern in der Tat eine große Herausforderung. Denn es geht ja nicht primär um das Konservieren des Vergangenen, sondern um die Aktualisierung in der Gegenwart und die Motivation für die Zukunft. Wir beten ja bekanntermaßen nicht die Asche der Vergangenheit an, sondern wir versuchen die *Hüter der Glut zu sein und das Feuer neu für die Zukunft zu entfachen*. Und ich kann mich dabei nur des in einem anderen Zusammenhang stehenden Jesus-Wortes bedienen, das da heißt: *Wie froh wäre ich, es würde schon brennen*.² Feuer und Flamme sein, vom Geist entzündet sein, wach und wirksam zu sein, ist der Auftrag der Nonnen und Mönche. Sie sind geistbegabte Menschen, sind Träger der Verheißung, sind eher prophetische Menschen als trockene Verwalter, Propheten, die einen *Ἀγγελικὸς βίος* (= angelikos bios), ein engelsgleiches Leben führen sollen. Sie sind also der Schwere des Alltags enthobene Menschen! Nonnen und Mönche sollten nicht durch die Banalität des irdischen Lebens behaftet sein, sondern gleichsam als unbeschwerte Existenz freischweben dürfen. Sie leben auf ein Ziel hin, das *Es-chaton*, auf die Vollendung der Schöpfung und den Anbruch einer neuen Welt! Das meint letztlich nichts anderes als eine Art Entweltlichung, ein *Aus-der-Zeit-gefallen-sein*.

² Lk 12, 49.

Von daher ist es sehr verwunderlich, dass sich monastisch-spiritueller Leben überhaupt in zeitlichen Dingen ausdrückt. Der evangelische Rat der Armut, der sich in der klösterlichen Armut manifestiert, ist ja an sich bedürfnislos. Die Nonne, der Mönch, sie sind grundsätzlich frei für Gott verfügbar und sie sollten sich doch gar nicht durch imposante Klosterbauten ein irdisches Denkmal setzen. Faktisch sind aber die großen Barockprälaten und die kraftvoll aktiven Generaloberinnen des 19. und 20. Jahrhunderts sehr wohl durch ihre Bauten in Erinnerung geblieben.

Ich meine darüber hinaus aber auch, dass die alten Klosteranlagen deshalb so ansprechend sind, weil sie trotz aller Machtdemonstration, trotz aller architektonischen Grandezza, die für die Tatkraft und das Andenken an die Persönlichkeit und Repräsentanz etwa eines Fürstabtes oder Großpriors sprechen, dennoch offen sind für die Transzendenz, offen für das Einfallslicht Gottes in unsere Welt.

Aber vielleicht ist es doch das zölibatäre, arme und gehorsame Klosterleben, das sich nach irdischen Ausdrucksmitteln sehnt. Ich höre geradezu Oberinnen und Obere, Äbtissinnen und Äbte, Priorinnen und Prioren, Zellerarinnen und Zellerare in einem inneren Monolog sagen: Wenn wir schon nicht unsere Gene weitergeben können, dann soll doch etwas Bauliches von mir erhalten bleiben. Viele gegenwärtige Äbte und Pröpste mögen insgeheim ihre barocken Bauprälaten als Vorgänger verfluchen, denn an der heutigen Generation liegt es, diese Kulturgüter erhalten zu müssen und das kostbare Erbe lebendig zu pflegen. Das ist unser eigentliches Thema heute: Erbe und Auftrag!

Das war jetzt die Vergangenheit. Wenden wir uns nun der Gegenwart zu.

2. GEGENWART

Wenn ich die Gegenwart betrachte, dann geht es mir natürlich nicht nur um das materielle, sondern vor allem auch um das spirituelle Erbe. Wie kann ich dem, was konserviert und erstarrt ist, wieder Bewegung und Leben einhauchen? Wie kann ich aus diesen Quellen tatsächlich leben? Hier in diesem Forum ist es ja leider nicht möglich, einfache Rezepte anzubieten. Das wäre unseriös, denn die gibt es nicht! Der Lebensraum Kloster ist ein komplexes und sensibles Gefüge. Klöster kann man, nachdem sie einmal von einer Blüte in die Depression oder gar in einen Niedergang gefallen sind, nicht einfach nach einem allgemein gültigen Sanierungskonzept wieder auf Vordermann oder Vorderfrau bringen. Gerade Klöster, die mit einem massiven Nachwuchsmangel zu kämpfen haben, tun sich schwer, eine verlässliche Strategie zur Förderung des Nachwuchses zu finden. Für mich ist nur eines klar: Gegenwart heißt Bewegung und Leben! Starrheit, Unbeweglichkeit hingegen bedeutet Tod! Wir müssen uns also, wenn wir von der klösterlichen Gegenwart sprechen, auf die Dynamiken des Lebens einlassen.

2.1. Vorläufigkeit

Es ist nicht nur für Nonnen und Mönche, sondern für jeden Menschen eine Herausforderung, in der Gegenwart zu leben. Gegenwärtig zu sein meint, dass ich nicht einfach etwas auf mich zukommen lasse, sondern, dass ich

mit dem Blick in die Zukunft, das, was mir da aus der Zukunft entgegenkommt, durch meine Entscheidung festlege. Wenn ich eine Entscheidung treffe, dann gestalte ich etwas, dann bin ich nicht mehr nur ausgeliefert, sondern dann kann ich etwas in meinem Sinne beeinflussen.

Sehr treffend betet der Priester in der Messe immer im Embolismus, also der Einschaltung nach den Vater-unser-Bitten und der Doxologie, dem Lobpreis: *Komm uns zu Hilfe mit deinem Erbarmen und bewahre uns vor Verwirrung und Sünde, damit wir voll Zuversicht das Kommen unseres Erlösers Jesus Christus erwarten*. Dann antwortet die Gemeinde: *Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen*. In einer Welt der Überfülle und der Verwirrung sehnen wir uns alle – ob wir nun Ordensleute sind oder nicht – nach Schlichtheit, Echtheit, Orientierung und Wahrheit. Verwirrung und Sünde stören also eine klösterliche Berufung. Und dann wird noch angefügt, dass die Zukunft nicht dem Menschen gehört, sondern Gottes ist. IHM, Gott, gehört das Reich, die Kraft und die Zukunft. Implizit wird damit ausgedrückt, dass Nonnen und Mönche sich hier auf Erden nicht so komfortabel einrichten sollen, da ihre Heimat nicht hier sondern eigentlich im Himmel ist, wie ich mit einer berühmten Stelle aus dem Philipperbrief formulieren könnte: *Unsere Heimat ist im Himmel*.³ Es bleibt also die eschatologische Erwartung dessen, was da kommen soll.

Dieser Gedanke ist besonders in der liturgischen Zeit, in der wir uns gerade am Ende des Kirchenjahres befinden, naheliegend: *Seid wachsam und haltet euch bereit! Denn der Menschensohn kommt zu einer Stunde, in der ihr es nicht erwartet*.⁴ Ordensleute sind also wachsame Menschen, die sich nicht bequem einrichten, die nicht faul auf der Haut liegen sollen, sondern die immer in Erwartung sind und auf Abruf stehen. *Wir haben hier keine bleibende Stätte* wie es im Hebräerbrief heißt.⁵ Dieses Wort wurde auch in die Begräbnisliturgie aufgenommen und meint, dass wir von der Welt eben nicht nur Abstand halten, sondern auch Abschied nehmen müssen.

Ordensleute bringen letztlich durch ihren Lebensentwurf zum Ausdruck, dass der Mensch vor Gott nur vorläufig auf Erden ist, aber immer vor Gott sein darf. Ich finde, dass die klösterliche Architektur, ob im Sakral- oder im

³ Vgl. Phil 3, 20.

⁴ Mt 24, 42a.44.

⁵ Hebr 13, 14.

Profanbau, immer sehr viel mit Licht arbeitet, ob im Mittelalter in den Stilen der Romanik oder Gotik, ob in der Neuzeit in den Stilen der Renaissance, des Barock oder Rokoko, oder eben in den modernen Lichtkompositionen eines Charles-Édouard Jeanneret-Gris, der sich in Wirklichkeit hinter dem berühmten Pseudonym *Le Corbusier* versteckt; oder eben eines *John Pawson*, der Architektur, Kunst, Spiritualität und Licht zu einer Einheit zu verbinden versteht. Gute Architektur baut mit Licht, baut eben nichts Definitives, sondern stets nur etwas Vorläufiges, verweist auf Größeres. Wir Ordensleute sind damit *offene Existenzen*, offen für die Wiederkunft Christi. Dass das nicht immer so ist, ist leider auch offensichtlich. Schon der Psalmist schreibt spöttisch: *bis ich dann eintrat ins Heiligtum, und begriff wie sie enden.*⁶

⁶ Ps 73, 17.

2.2 Wahrhaftigkeit

Etwas was unsere Zeit – nicht erst seit Donald Trump – ziemlich stark charakterisiert, sind die *Fake News*. Falsche Nachrichten werden vor allem dazu gebraucht, um sich im Wirrwarr der Meinungen und Positionen, in der Komplexität der Ansätze und Lebensentwürfe durchzusetzen. *Fake News* werden ja nicht als falsch gekennzeichnet, sondern tatsächlich als alternative Fakten für wahr gehalten. Der heutige Mensch sehnt sich nach Wahrhaftigkeit, Authentizität, Glaubwürdigkeit. Klöster sind unter anderem auch deshalb notwendige Orte, weil sie für die Wahrhaftigkeit des Lebens stehen. Wenn wir aber als Ordensleute glauben, der Welt etwas vormachen zu müssen oder gar zu können, dann haben wir schon verloren.

Leider hat das die Kirche im Ganzen noch nicht wirklich begriffen. Viel zu oft meint man das kirchliche Leben *als* besser darstellen zu müssen. Sünde und Schuld hat die Kirche allzu oft nur bei den anderen – *der bösen, bösen Welt!* – gesehen, aber nicht bei sich selbst. Die ganze Missbrauchsthematik, die ja großteils auch die Klöster betrifft, ist genau der Ausdruck mangelnder Wahrhaftigkeit. Die Fassade, der Ruf der Kirche oder des Klosters war wichtiger, als einem Opfer zu glauben und konkret zu helfen. Das ist eine schwere Wunde im Gesicht der Kirche, die leider nicht zu überschminkende Narben hinterlässt. Heutige Menschen lassen sich nicht mehr so leicht etwas vormachen. Gerade junge Menschen merken es sofort,

ob man sie ehrlich auf- und annimmt, oder ob sie doch nur wieder instrumentalisiert werden. Wenn wir glaubhaft wahrgenommen werden wollen, dann müssen wir selber radikal ehrlich sein. Ich kann mich leider nicht des Eindrucks erwehren, dass das über weite Strecken noch nicht der Fall ist. Zu sehr herrscht die Haltung vor: Was nicht sein darf, ist nicht ... das halte ich für einen fatalen Irrtum. Wir müssen lernen, unsere Falschheiten abzulegen, um als wahrhaftige Menschen zu leben.

2.3 Beweglichkeit

Ich habe in der letzten Zeit in Gemeinschaften ziemlich oft wahrgenommen, dass zwar junge Berufungen gekommen sind, aber dass sie leider nicht geblieben sind. Warum ist der heutige Mensch ganz allgemein nicht mehr so bindungsfähig, warum scheitert er an der Beständigkeit? Ich glaube, dass oft auch eine mangelnde Beweglichkeit der Grund ist, weshalb etwas nicht weitergeht. Junge, ungestüme Menschen prallen da auf Mauern der Starrheit. Dabei ist es von der anderen Seite ja durchaus gut gemeint, konsequent zu bleiben, die bewährten Pfade nicht zu verlassen. Aber es muss eben zu einer dynamischen Treue kommen. Das Wesentliche, der Kern des Evangeliums muss erkennbar bleiben, die Botschaft der Liebe, der Gerechtigkeit und des Friedens. Die Sprache, der Stil und die Kommunikationsmittel hingegen haben sich immer wieder einmal geändert. Das ist nichts Neues. Aber auch die Generationen haben sich immer geändert. Wenn zu viele ältere Schwestern oder Brüder das Sagen haben, und die junge Generation nicht mehr eine reelle Chance bekommt, zu gestalten, dann ist ein Kloster zum Untergang verurteilt. Ich bin überzeugt davon, dass die Weiterentwicklung und der Aufschwung einer Gemeinschaft nur dann gelingen kann, wenn die ältere Generation nicht starr an der Tradition festhält, sondern auch lernt, loszulassen ... und auch das Vertrauen in die junge Generation hat, dass sie es zwar anders, aber ebenso richtig machen wird. Unserer jungen klösterlichen Generation steht oft eine vorherrschende Haltung wie im Buch Daniel gegenüber: *Es soll nach dem unwandelbaren Gesetz der Meder und Perser unabänderlich sein.*⁷ Das Kloster sollte eben nicht unwandelbar und unabänderlich sein – obwohl heute viele Menschen Gegenteiliges denken!

⁷ Dan 6, 9.



Abb. 2-3: Blicke in das Langhaus der 2018–2019 unter Erzabt Korbinian Birnbacher OSB renovierten Stiftskirche St. Peter. (Fotos: Friedrich Nill)

Ich glaube auch, dass das nicht hilfreich ist, Berufungen nach einer Art Designer-Plan rekrutieren zu wollen. Es mag allenfalls gelingen, dadurch Menschen anzusprechen, die nach ihrer Berufung suchen, oftmals auch um eine solche ringen. Aber das Entscheidende ist natürlich das Bleiben, die Stabilität, die Vertiefung und das Wach- und Lebendighalten einer Berufung. Das wiederum ist nicht so einfach, denn es erfordert nicht weniger als eine Orthopraxie, ein richtiges und gutes Vorbild. Seien wir ehrlich: Gerade daran fehlt es eben auch!

Fatal wäre es umgekehrt aber auch zu meinen, dass man vielleicht selbst ein schlechtes Beispiel gibt, dass man selbst zu schwach ist, und dass deshalb keine Berufungen kommen und keine bleiben. Doch halt! Hier wäre ich sehr vorsichtig. Ich weiß von genügend Gemeinschaften, die haben tolle, lebendige, glaubwürdige Oberinnen und Obere, Schwestern und

Brüder, die ihre Sache bestens machen, und dennoch klappt es mit dem Nachwuchs nicht. Wir sollten dabei immer bedenken, dass wir Berufungen eben nicht machen können, dass wir sie auch nicht herbeizaubern, sondern allenfalls fördern können. Ich denke hier ist auch zu beachten, dass wir beim leisesten Signal und Anzeichen um einen gangbaren Weg ringen: Hier sucht ein Mensch seinen Weg, vielleicht sogar in meinem Kloster! Seien wir da mutige und trittsichere Wegbegleiter!

2.4. Zeitgeist und Tradition

Die Tradition in ihren vielen Facetten ist letztlich ein langer, breiter und ruhig fließender Strom. Die Vergangenheit, die Bau- und Kulturdenkmäler, die uns Ordensleuten oft anvertraut sind: All das kann einer Berufung förderlich und hilfreich sein! Es kann aber auch umgekehrt ein massiver Hinderungsgrund sein, weshalb sich eine heranwachsende Berufung dann doch nicht festigen kann. Ich erinnere an den inspirierenden Vortrag von P. Martin Werlen OSB, dem früheren Abt von Einsiedeln und heutigen Propst von St. Gerold, beim Ordenstag am 24. November 2015 im Kardinal-König-Haus. Er sprach damals unter anderem vom Verhältnis der Tradition zu den Traditionen: *viele verwechseln Traditionen mit Tradition. Wir haben viele Traditionen, die durch den Zeitgeist aufgenommen und zur Tradition geworden sind. Das sind Nebensächlichkeiten, die wichtig geworden sind. Doch diese Traditionen blockieren uns! ... Die Ordensgemeinschaften haben Zukunft – wenn sie sich auf ihre Tradition rückbesinnen. Wobei hier ihre ureigentlichste Bedeutung gemeint sei: die Treue zu Jesus Christus durch den wechselhaften Lauf der Geschichte und die Treue zum jeweiligen Ordens-Charisma. ... Wenn durch den Zeitgeist entstandene Traditionen der Tradition und der Weitergabe unseres Glaubens im Wege stehen, dann müssen wir sie loslassen ... Der Zeitgeist an sich ist nichts Negatives; wer ihn nicht kennt, kann auch nicht das Evangelium verkünden. Man muss das Heute ungeschminkt in den Blick nehmen.*⁸

Genau das ist es, liebe Schwestern, liebe Brüder, wir müssen das Heute ungeschminkt in den Blick nehmen! Und da haben heutige, suchende Menschen – ich sage nicht, dass sie alle jung sein müssen! – ein untrügliches Sensorium für Authentizität und Aufrichtigkeit. Sie sind heute derart mit *alternativen Fakten*, mit *Fake News*, mit *Situationselastik* (copyright: Gerald Klug), ja mit offenen Lügen konfrontiert, dass sie oft schlicht und ergreifend das Vertrauen verloren haben.

An diesem Glaubwürdigkeitsverlust haben wir Ordensleute leider meist auch selbst erheblichen Anteil. Wie oft wurde das Unangenehme, das Dunkle, das Schattenhafte einfach aus der klösterlichen Realität ausgeblendet! Dagegen hat man oft ein Ideal inszeniert, bei Visitationen

⁸ Ordensgemeinschaften Österreich, Abt Martin Werlen: Das Heute ungeschminkt in den Blick nehmen, 24.11.2015, online unter <https://www.ordensgemeinschaften.at/2308-abt-martin-werlen-das-heute-ungeschminkt-in-den-blick-nehmen> [Zugriff: 29.11.2020].

oder Bischofsbesuchen eine Art Truppenschau inszeniert, die so gar nicht der Wirklichkeit entsprach. Man hat zwar eine glanzvolle Fassade präsentiert, aber leider nicht die Wirklichkeit.

3. ZUKUNFT

So möchte ich jetzt die Gegenwartsanalyse verlassen und zu den Herausforderungen der Zukunft kommen. Ich verhehle nicht, dass ich Benediktiner bin und auch aus dieser Perspektive heraus einige Anregungen für die Zukunftsfähigkeit der Orden, ihrer Mitglieder und ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ableite.

3.1. Mut zu den Jungen und dem Neuen

Mein Ordensvater, der hl. Benedikt, hat in seiner Regel im 3. Kapitel über die Einberufung der Brüder zum Rat wichtige Elemente festgehalten, die ich für wesentlich halte. Diese Elemente begleiten den Übergang, den Transformationsprozess von der Vergangenheit über die Gegenwart in die Zukunft meines Erachtens sehr hilfreich:

Sooft etwas Wichtiges im Kloster zu behandeln ist, soll der Abt die ganze Gemeinschaft zusammenrufen und selbst darlegen, worum es geht. Er soll den Rat der Brüder anhören und dann mit sich selbst zu Rate gehen. Was er für zuträglicher hält, das tue er. Dass aber alle zur Beratung zu rufen seien, haben wir deshalb gesagt, weil der Herr oft einem Jüngeren offenbart, was das Bessere ist. Die Brüder sollen jedoch in aller Demut und Unterordnung ihren Rat geben. Sie sollen nicht anmaßend und hartnäckig ihre eigenen Ansichten verteidigen. Vielmehr liegt die Entscheidung im Ermessen des Abtes: Was er für heilsamer hält, darin sollen ihm alle gehorchen. Wie es jedoch den Jüngern zukommt, dem Meister zu gehorchen, muss er seinerseits alles vorausschauend und gerecht ordnen. Alle sollen in allem der Regel als Lehrmeisterin folgen, und niemand darf leichtfertig von ihrer Weisung abweichen ... Der Abt muss allerdings seine Anordnungen immer in Gottesfurcht treffen und sich dabei an die Regel halten. Er muss wissen, dass er sich ohne Zweifel für all seine Entscheidungen vor Gott, dem gerechten Richter, zu verantworten hat. Wenn weniger wichtige Angelegenheiten des Klosters zu behandeln sind, soll er nur die Älteren um

Rat fragen, lesen wir doch in der Schrift: „Tu alles mit Rat, dann brauchst du nach der Tat nichts zu bereuen.“⁹

⁹ Salzburger Äbtekonzferenz (Hg.), Die Regel des heiligen Benedikt. Beuron 2006 (= RB), 3, 1–13.

Wir sehen an diesem Beispiel ganz klar, dass es hier um einen umfassenden Verantwortungskomplex geht. Es sollen nicht nur die jüngeren – also vielleicht die, die dem Zeitgeist, oder dem Heute näher sind! – gefragt sein, sondern die Gemeinschaft als Ganzes und der Abt sollen sich ihrer jeweiligen Verantwortung bewusst sein. Ich glaube schon, dass sich heute viele Obere hinter ihrer Verantwortung verstecken. Sie gehen den Weg des geringeren Widerstandes und meinen dabei sogar *barmherzig* zu sein. Junge Ordensleute sind aber durchaus bereit, steile Herausforderungen anzunehmen und sie haben auch ein untrügliches Gespür dafür, wenn da etwas nicht stimmt. Ich persönlich habe die Erfahrung gemacht, dass schwierige Entscheidungen, auch wenn sie mühsam zustande kommen, immer dann von meinen Brüdern anerkannt werden, wenn sie das Gefühl haben, auch ich persönlich, ich selbst, stehe voll und ganz hinter dieser Entscheidung, obwohl sie tatsächlich das Ergebnis gemeinsamen Ringens ist. Alles andere nimmt man mir nicht ab. Also Mut zu den Jüngeren, dem Neuen, den neuen Ideen.

Benedikt nimmt auch noch an einer anderen Stelle Bezug auf Erneuerung und Entwicklung. Im Kapitel 61 über die Aufnahme fremder Mönche sagt er:

Es kann sein, dass ein fremder Mönch von weither kommt und als Gast im Kloster bleiben möchte. Wenn er mit der Lebensweise, die er dort antrifft, zufrieden ist und nicht etwa durch übertriebene Ansprüche Verwirrung ins Kloster bringt, sondern sich ohne Umstände mit dem was er vorfindet, begnügt, nehme man ihn auf, und er bleibe, solange er will.

Sollte er in Demut und Liebe eine begründete Kritik äußern oder auf etwas aufmerksam machen, so erwäge der Abt klug, ob ihn der Herr nicht vielleicht gerade deshalb geschickt hat. Will er sich aber zur Beständigkeit verpflichten, weise man einen solchen Wunsch nicht zurück; man konnte ja seine Lebensführung kennenlernen, solange er Gast war.

Erweist er sich aber in der Zeit seines Aufenthaltes als anspruchsvoll und mit vielen Fehlern behaftet, muss man

ihm nicht nur die Aufnahme in die klösterliche Gemeinschaft verweigern, sondern man sage ihm zudem höflich, er solle gehen, damit nicht durch seinen beklagenswerten Zustand auch noch andere verdorben werden.

Verdient er es jedoch nicht, weggeschickt zu werden, nehme man ihn nicht erst auf seine eigene Bitte hin als Glied der Gemeinschaft auf, sondern lege ihm das Bleiben sogar nahe, damit andere von seinem Beispiel lernen. Wir dienen doch überall dem einen Herrn und kämpfen für den einen König. Hat der Abt einen solchen Mönch als vorbildlich erkannt, darf er ihm einen etwas höheren Platz zuweisen.¹⁰

¹⁰ RB 61, 1–11.

Natürlich kennt niemand von uns die Zukunft. Und das wäre auch nicht christlich, wenn ich mich hier jetzt als eine Art Wahrsager betätigen wollte. Abgesehen davon, dass ich das gar nicht kann, wäre es auch wirklich nicht das, was wir als zukunfts-fähig bezeichnen. Zukunftstauglich meint im heutigen Jargon *enkel-fit*, also dass es nicht nur für die nächste, sondern auch für die übernächste Generation Gültigkeit haben soll ... und die Entwicklung dieser übernächsten Generation vor allem nicht behindern soll! Das heißt aber auch, dass uns lediglich das Rüstzeug dazu geliefert wird, nicht aber die Zukunft selbst. Mit einem solchen Rüstzeug ausgestattet, kann ich dennoch die Zukunft nicht machen, sondern allenfalls gestaltend begleiten. Immerhin!

Es geht natürlich um Mut und Konsequenz, einerseits der Tradition treu zu bleiben und doch andererseits die Zeichen der Zeit zu erkennen ... und eben auch zu handeln! Der heilige Benedikt hat da immer eine gewisse Offenheit für die Zukunft zugelassen. Das heißt für uns konkret, dass wir auch sogenannte *heilige Kühe* schlachten dürfen. Wir müssen nicht immer alles so tun, wie es die Alten getan haben. Das ist im klassischen Generationenkonflikt zugrunde gelegt: Die eine Generation macht es so, die nächste anders.

Die Anpassungsfähigkeit zeigt sich bei Benedikt sogar in der Liturgie, einem klassischen Kampffeld von Gemeinschaften. In Kapitel 18 seiner Regel heißt es: *Wir machen ausdrücklich auf folgendes aufmerksam: Wenn jemand mit dieser Psalmenordnung nicht einverstanden ist, stel-*

le er eine andere auf, die er für besser hält. Doch achte er unter allen Umständen darauf, dass jede Woche der ganze Psalter mit den 150 Psalmen gesungen und zu den Vigilien am Sonntag stets von vorn begonnen wird. Denn Mönche, die im Verlauf einer Woche weniger singen als den ganzen Psalter mit den üblichen Cantica, sind zu träge im Dienst, den sie gelobt haben. Lesen wir doch, dass unsere heiligen Väter in ihrem Eifer an einem einzigen Tag vollbracht haben, was wir in unserer Lauheit wenigstens in einer ganzen Woche leisten wollen.¹¹ Na bitte, es geht ja ... seit 1.500 Jahren!

¹¹ RB 18, 22–25.

¹² RB 19, 1–7.

3.2. Vor dem Angesicht Gottes

Ich komme hier nochmals auf Benedikt zurück. In seiner Regel gibt er ja sehr viele ganz konkrete Vorschläge, etwa wie man etwa beim Chorgebet die Psalmen verteilt. Er bleibt dabei aber nie beim Strukturellen oder Organisatorischen stehen, sondern blickt auf das Wesentliche. Nachdem er im vorausgehenden Kapitel die Psalmen genau verteilt hat, kommt er im 19. Kapitel noch auf die innere Haltung beim Gottesdienst zu sprechen, die etwas anderes ist als der äußere Vollzug. Es heißt dort:

Überall ist Gott gegenwärtig, so glauben wir, und die Augen des Herrn schauen an jedem Ort auf Gute und Böse. Das wollen wir ohne Zweifel ganz besonders dann glauben, wenn wir Gottesdienst feiern. Denken wir daher immer an die Worte des Propheten: „Dient dem Herrn in Furcht.“ „Singt die Psalmen in Weisheit.“ „Vor dem Angesicht der Engel will ich dir Psalmen singen.“ Beachten wir also, wie wir vor dem Angesicht Gottes und seiner Engel sein müssen, und stehen wir so beim Psalmensingen, dass Herz und Stimme in Einklang sind.¹²

Was wir also tun, sollen wir in Ehrfurcht vor Gott und in menschlicher Weisheit vor dem Angesicht Gottes tun. Es kommt auf die innere Haltung an. Deshalb heißt es weiter in Kapitel 20:

Wir sollen wissen, dass wir nicht erhört werden, wenn wir viele Worte machen, sondern wenn wir in Lauterkeit des Herzens und mit Tränen der Reue beten. Deshalb sei das Gebet kurz und lauter; nur wenn die göttliche Gnade uns erfasst und bewegt, soll es länger dauern. In der Gemeinschaft jedoch sei das Gebet auf jeden Fall kurz, und auf

¹³ RB 20, 3-5.

¹⁴ RB 68, 1-5.

¹⁵ RB 71, 1-2.

*das Zeichen des Oberen hin sollen sich alle gemeinsam erheben.*¹³

Ich finde aber auch großartig, dass Benedikt mit den Schwachen und den Schwächen rechnet, seine Regel ist anpassungsfähig, wirklich *situationselastisch* und vertritt das rechte Maß. Deshalb heißt es im Kapitel 68 bei der Überforderung durch einen Auftrag:

*Wenn einem Bruder etwas aufgetragen wird, das ihm zu schwer oder unmöglich ist, nehme er zunächst den erteilten Befehl an, in aller Gelassenheit und im Gehorsam. Wenn er aber sieht, dass die Schwere der Last das Maß seiner Kräfte völlig übersteigt, lege er dem Oberen dar, warum er den Auftrag nicht ausführen kann, und zwar geduldig und angemessen, ohne Stolz, ohne Widerstand, ohne Widerrede. Wenn er seine Bedenken geäußert hat, der Obere aber bei seiner Ansicht bleibt und auf seinem Befehl besteht, sei der Bruder überzeugt, dass es so für ihn gut ist; und im Vertrauen auf Gottes Hilfe gehorche er aus Liebe.*¹⁴

3.3. Gegenseitiger Gehorsam und guter Eifer

Eine verlässliche Überlegung, die Zukunft sicher zu gestalten, findet sich im 71. Kapitel der Regel Benedikts. Dort spricht er über den gegenseitigen Gehorsam: *Das Gut des Gehorsams sollen alle nicht nur dem Abt erweisen. Die Brüder müssen ebenso einander gehorchen; sie wissen doch, dass sie auf diesem Weg des Gehorsams zu Gott gelangen.*¹⁵

Und im vorletzten, 72. Kapitel seiner Regel spricht Benedikt über den guten Eifer: *Wie es einen bitteren und bösen Eifer gibt, der von Gott trennt und zur Hölle führt, so gibt es den guten Eifer, der von den Sünden trennt, zu Gott und zum ewigen Leben führt. Diesen Eifer sollen also die Mönche mit glühender Liebe in die Tat umsetzen, das bedeutet: Sie sollen einander in gegenseitiger Achtung zuvorkommen; ihre körperlichen und charakterlichen Schwächen sollen sie mit unerschöpflicher Geduld ertragen; im gegenseitigen Gehorsam sollen sie miteinander wetteifern; keiner achte auf das eigene Wohl, sondern mehr auf das des anderen; die Bruderliebe sollen sie einander selbstlos erweisen; in Liebe sollen sie Gott fürchten; ihrem Abt seien sie in aufrichtiger und demütiger Liebe*

zugetan. *Christus sollen sie überhaupt nichts vorziehen. Er führe uns gemeinsam zum ewigen Leben.*¹⁶

¹⁶ RB 72, 1–12.

¹⁷ RB 73, 1–9.

Gerade im letzten Satz liegt das Erfolgsgeheimnis einer guten Zukunft zugrunde: *Christus ist nichts vorzuziehen, ER führe uns GEMEINSAM zum ewigen Leben.* Klösterliches Leben ist eben nur gemeinsam möglich, ist nichts für Egoisten oder Ich-linge.

Und dann ist da noch ein weiteres Argument für Zukunftsfähigkeit: Das Kloster ist nie Mittel zum Zweck und auch nicht das Ziel selbst, sondern nur der Anfang eines Weges.

3.4. Am Anfang eines Weges

Im letzten, 73. Kapitel seiner Regel schreibt Benedikt: *Diese Regel haben wir geschrieben, damit wir durch ihre Beobachtung in unseren Klöstern eine dem Mönchtum einigermaßen entsprechende Lebensweise oder doch einen Anfang im klösterlichen Leben bekunden. Für den aber, der zur Vollkommenheit des klösterlichen Lebens eilt, gibt es die Lehren der heiligen Väter, deren Beobachtung den Menschen zur Höhe der Vollkommenheit führen kann. Ist denn nicht jede Seite oder jedes von Gott beglaubigte Wort des Alten und Neuen Testaments eine verlässliche Wegweisung für das menschliche Leben? Oder welches Buch der heiligen katholischen Väter redet nicht laut von dem geraden Weg, auf dem wir zu unserem Schöpfer gelangen? Aber auch die Unterredungen der Väter, ihre Einrichtungen und Lebensbeschreibungen sowie die Regel unseres heiligen Vaters Basilius, sind sie nicht für Mönche, die recht leben und gehorsam sind, Anleitungen zur Tugend? Wir aber sind träge, leben schlecht, sind nachlässig und müssen deshalb vor Scham erröten. Wenn du also zum himmlischen Vaterland eilst, wer immer du bist, nimm diese einfache Regel als Anfang und erfülle sie mit der Hilfe Christi. Dann wirst du schließlich unter dem Schutz Gottes zu den oben erwähnten Höhen der Lehre und der Tugend gelangen.*¹⁷

Benedikt nimmt also keinesfalls an, dass seine (Lebens-) Regel für Mönche ein endgültiger, großer Wurf sei, sondern *lediglich ein kleiner Anfang.* Wenn wir an Erneuerung in Kirche und Kloster herangehen, dann glauben wir ja immer, das sei jetzt der Weisheit letzter Schluss, das sei jetzt die beste Reform, die es jemals gegeben hat. Al-

les andere verblasst daneben und sei zu vergessen! Nein, Benedikt tickt anders: Am Ende seiner wirklich großen monastischen Regel setzt er eine bewusste Geste der Demut. Die Haltung, mit der wir an Erneuerung in Kirche und Kloster herangehen sollten, verbirgt sich in dem scheinbaren Paradox vom *demütigem Selbstbewusstsein* (Joachim Wanke). Ein großartiges Wort für eine großartige Sache!

Zusammenfassend ist zu sagen: Das Ordensleben ist mitnichten *passé* oder *out*. Es mag zwar die große Zeit der Orden vorbei sein. Aber in allen Kulturkreisen gibt es so etwas wie Klöster: Orte der Stille, des Friedens und der Begegnung mit Gott. Auch herrscht gerade in unserer Zeit ein großer Wunsch nach geistlicher Orientierung.

Um die Zukunft bewältigen zu können, müssen wir Ordensleute, – *aber nicht nur sie, sondern auch unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die ja auch oft sehr viel vom jeweiligen Ordenscharisma in der Welt mittragen!* – vieles sein: Standhaft und beweglich, treu und dynamisch, feststehend und wandelbar, beharrlich und anpassungsfähig, demütig und selbstbewusst. Vor allem aber müssen wir offen sein für eine Zukunft, die so ganz anders ist als alles Gewohnte. Das Leben der Nonnen und Mönche hat dann, wenn wir uns einlassen auf unsere Gegenwart – ohne uns bedingungslos der Welt und Zeit anzupassen – eine gute Zukunft. Dann sind wir auch weiterhin Prophetinnen und Propheten. Seien wir selber also auch offen für Gott und für das, was ER uns zumutet. Denn ich bin auch weiterhin davon überzeugt: *Klöster gehören zu den notwendigsten Orten der Welt!*

Erzabt Korbinian Birnbacher
OSB wurde 2013 zum 88. Abt und 6. Erzabt des seit dem Jahr 696 durchgehend bestehenden Klosters St. Peter in Salzburg gewählt. Seit 2019 vertritt der promovierte Ordenshistoriker als Vorsitzender der Österreichischen Ordenskonferenz die Interessen von rund 4.700 Ordensangehörigen in Österreich.
Kontakt: erzabt@erzabtei.at

DAS ARCHIV DER LEGION MARIENS IN WIEN

Inhalte – Hintergrundinformationen
– Forschungswert

Alkuin Schachenmayr OCist

In der Wiener Zentrale der Legion Mariens¹ lagern Archibestände, die den gesamten chronologischen Verlauf der Legionsarbeit in Österreich seit 1948 dokumentieren. Laut Angaben der obersten Leitung der Legion in Dublin wirkt sie in mehr als 170 Ländern und zählt mehrere Millionen Mitglieder.² In Afrika und Asien ist die Legion heute bekannter als in Europa; gerade die Verfolgung chinesischer Legionäre in den 1950er Jahren hat der Weltkirche ein Beispiel von Bekenntnis und Märtyrermut geschenkt.³ Mitglieder sind zu einem Teil Ordensleute, aber die Legion ist eine Laienorganisation, die „wie eine Armee aufgebaut ist“ und allen Katholiken offensteht, die „ihre Religion treu praktizieren“.⁴

Den Grundbestand des Wiener Archivs bilden die Senatus-Protokolle (1949–heute); sie sind eine wichtige Registratur für das Wirken der Legion und wachsen weiterhin. Der Senatus ist das höchste nationale Gremium der Legion im jeweiligen politischen Land und steht daher als höchster Rat in einer Pyramide, die auf der lokalen Ebene der Pfarrei basiert; der Rat auf der Pfarrebene nennt sich Präsidium. In allen Räten gibt es vier Amtsträger (Präsident, Vizepräsident, Schriftführer und Kassenführer) und – wo es möglich ist – einen Priester, der den Rat geistlich begleitet. Die Präsidien treffen sich wöchentlich, der Senatus dafür nur monatlich. Es gibt zusätzliche Räte auf den dazwischen liegenden Ebenen. Die strukturell wichtigste unter ihnen die Curia; sie hat die Verwaltungshoheit über eine Anzahl von Präsidien. Generell gilt in der Legion, dass alle Räte dem nächsthöheren Rat berichten,

¹ Rochusgasse 9/21, 1030 Wien. Website: <http://www.legion-mariens.at/> [Zugriff: 24.02.2021].

² „[...] a worldwide organisation with several million members.“ Homepage der Legion of Mary, <https://www.legionofmary.ie> [Zugriff: 10.12.2020] archiviert unter <https://perma.cc/4M2H-R3HK>.

³ Ohne Verfasserangabe, Chinese Legionaries in War Zone. Continuous Air Raids Fail to Interrupt Praesidium Meetings, in: Maria Legionis 1.7 (1938) 4–5; D. E. MUNGELLO, The Catholic Invasion of China: Remaking Chinese Christianity (Lanham [Maryland] 2015) 92.

⁴ Concilium Legionis Mariae, Das offizielle Handbuch der Legion Mariens (Dublin 2014, Mattersburg 2016) 100.

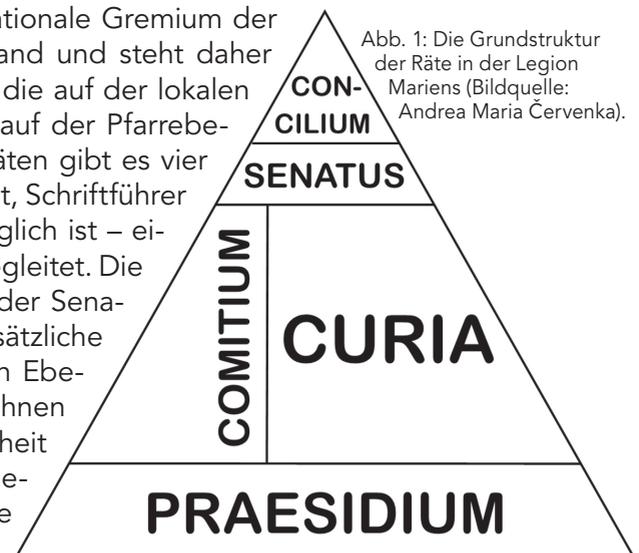


Abb. 1: Die Grundstruktur der Räte in der Legion Mariens (Bildquelle: Andrea Maria Červenka).

sodass ein effizientes Kommunikationsnetzwerk entsteht; jeder Rat ist in die Pyramide eingebunden. Dieses Netz breitet sich im Fall von Österreich auch international aus, weil der Senatus mehrfach Missionsinitiativen ins europäische Ausland lanciert hat und lanciert; auch die regelmäßige Berichterstattung darüber wurde archiviert.

Die Bestände in der Rochusgasse umfassen etwa sieben Laufmeter Aktenmaterial. Das Archiv enthält Protokolle, Briefe und einige von der Legion herausgegebene Publikationen. Drei gebundene Briefsammlungen im Archiv umfassen Briefe des Gründers der Legion, Frank Duff,⁵ an die Gesandte Marie-Victoire Zacherl (die Briefe datieren von 1954–1979), an Anna Coreth (datieren von 1954–1963) und an verschiedene österreichische Senatuspräsidenten aus der Zeit von 1948 bis 1979.

Das Wiener Archiv ist von überaus großem Forschungswert für ein vertieftes Verständnis der apostolischen Bewegung der Legion Mariens in Österreich, aber auch für das Leben und Werk von Frank Duff und das religiöse Wirken zwei engagierter Katholikinnen adeliger Abstammung in der Nachkriegszeit. Zusammen mit den Protokollen ergeben sich wertvolle Einsichten in eine Gruppe von hochherzigen katholischen Laien und Klerikern, die über Jahrzehnte eine leitende Funktion in der Legion Mariens innehatten.

1. ZUR GESCHICHTE DER LEGION MARIENS IN WIEN

Theodor Kardinal Innitzer bewilligte die Gründung der Legion Mariens in der Erzdiözese Wien am 23. Dezember 1948; Initiator der Bewegung war Universitätsprofessor Friedrich Wessely (1901–1970). Wessely war Priester der Erzdiözese Wien, Spezialist für Spirituelle Theologie und Kenner der Schriften des 1947 heiliggesprochenen Ludwig Maria Grignon de Montfort (1673–1716), dessen Mariologie die Legion prägt.

Die Präsidien der Legion tragen stets marianische Namen: das erste Präsidium in Österreich hieß „Königin des Weltalls“. Die Treffen fanden zunächst in der Wohnung des „Legionskaplans“ Friedrich Wessely statt, später im Sprechzimmer des Salesianerinnenklosters am Rennweg

⁵ Biographika zu den Genannten folgen im entsprechenden Abschnitt.

10. Das zweite Wiener Präsidium hieß „Mutter der göttlichen Gnade“, das dritte „Mittlerin aller Gnaden“. Der Titel des ersten österreichischen Präsidiums, „Königin des Weltalls“, erinnert an die der Legion gestellte Aufgabe, „die Welt für Maria zu erobern.“⁶ Erste Kontakte zur Gründung weiterer Präsidien wurden eifrig in der Wiener Umgebung, aber auch in Linz und Salzburg geknüpft.⁷ Kopien der Protokolle der Wiener Präsidien wurden nach Dublin geschickt, an das Concilium.

2. DIE VIER GEISTLICHEN LEITER DES SENATUS SEIT DER WIENER GRÜNDUNG

Die vier Geistlichen Leiter des Senatus, die seit 1949 im Amt waren, bekleideten auch außerhalb der Legion hohe kirchliche Ämter. Sie waren: Prof. Friedrich Wessely (1949–1970), P. Hans Hermann Groër OSB (1970–1987), P. Columban Luser OSB (1987–2001) und Lic. Florian Calice CO (seit 2001).⁸

Friedrich Wessely, am 12. Mai 1901 in Wien geboren und im Milieu einer österreichischen Beamtenfamilie in Dornbach (Wien XVII.) aufgewachsen, wurde 1923 Mitglied des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung; 1926 promovierte er an der Universität Wien im Fach Geschichte. Er wurde 1930 zum Priester geweiht, 1936 in Theologie promoviert und erhielt 1938 die Venia Legendi (Habilitation) für Moraltheologie. Während des Dritten Reiches wurde ihm ab 1940 die Lehre verboten, 1945 aber kehrte er an die Fakultät zurück. 1955 gründete er das „Jahrbuch für mystische Theologie“. Stets von schlechter Gesundheit geschwächt, musste er sich 1961 von der Universität Wien frühpensionieren lassen. Fortan widmete er sich in der Hauptsache der Legion Mariens. Sie wurde bis zum Lebensende seine Bestimmung; nach Wesselys Tod am 6. Dezember 1970 stand auf seiner Todesanzeige: „Sein Lebenswerk war die Begründung und der Ausbau der Legio Mariä in Österreich.“ Er hat 19 Bücher bzw. Kleinschriften veröffentlicht und Hunderte von gezeichneten und anonymen Publikationen in Zeitschriften.⁹

Hans Hermann Groër (1919–2003), der spätere Erzbischof von Wien, war seit seiner Zeit im Priesterseminar der Erzdiözese Wien (ab 1937) ein Schüler und Bewunderer von Friedrich Wessely. Der Professor war Groërs Primizpredi-

⁶ Archiv der Legion Mariens in Wien, Protokoll des Curia-Treffens am 2. April 1949.

⁷ Maria Legionis (Dublin) June 1949, 16.

⁸ Geistliche Leiter des Senatus. Homepage der Legion Mariens in Österreich, <http://www.legion-mariens.at/persoennlichkeiten/geistliche-leiter-der-legion-mariens-oesterreich> [Zugriff: 12.12.2020] archiviert unter <https://perma.cc/MQM5-MXVR>.

⁹ Franz LOIDL, Friedrich Wessely, ein Leben für Mystik und Legion Mariens, in: Günter VIRT (Hg.), Spiritualität in Moral, Festschrift Karl Hörmann (Wiener Beiträge zur Theologie 47, Wien 1975) 1–15, hier 10–11.

ger im Jahr 1942. Zwei Jahre danach trat der Neupriester, der einer altösterreichischen Offiziersfamilie in Wien entstammte, dem von Wessely gegründeten Oratorium Sanctissimae Trinitatis bei. 1947 promovierte er mit einer Arbeit in Dogmatik an der Wiener Katholisch-Theologischen Fakultät bei Karl Jellouschek OSB. Er war Studentenseelsorger und in mehreren Jugendgruppen als Kurat tätig. Die starke Prägung durch Wessely machte die intensive Zusammenarbeit in der Legion Mariens zur Selbstverständlichkeit.

1974 wurde Hans Groër nach mehr als 30 Priesterjahren Regularoblate im Benediktinerstift Göttweig; er verstärkte seine Bindung an das Stift durch den Eintritt ins Noviziat am 8. September 1976 und nahm Hermann als Ordensname an. Die Verbindung seines bisherigen Wirkens mit dem Mönchsorden erfolgte bei der Gründung des dem Stift Göttweig eingegliederten Benediktiner-Priorates St. Josef in Maria Roggendorf am 7. September 1991.

In der Legion Mariens wirkte Groër auf vielen Ebenen, schließlich war er ab 1970 als Geistlicher Leiter für den Senatus verantwortlich. 1986 wurde er unmittelbar – ohne vorausgehende bischöfliche Erfahrung – zum Erzbischof von Wien ernannt und geweiht. Am 28. Juni 1988 wurde er in das Kardinalskollegium aufgenommen. Nach Vorwürfen des sexuellen Missbrauchs von Jugendlichen trat er 1995 als Erzbischof von Wien zurück; vier österreichische Bischöfe haben 1998 eine Erklärung veröffentlicht, in der sie die Vorwürfe für zutreffend erklärten; Groër bekannte sich nie dazu und wurde nicht verurteilt.¹⁰ Groër gab die geistliche Leitung des Senatus bereits 1987 an seinen langjährigen Assistenten und Göttweiger Mitbruder Columban Luser ab.¹¹

Columban Luser, seit 2009 Abt des Stiftes Göttweig, wurde 1955 in Seitzersdorf-Wolfpassing (Erzdiözese Wien) geboren und besuchte das Gymnasium in Hollabrunn, wo er den Religionslehrer Hans Hermann Groër kennenlernte. Luser wurde am 8. September 1976, gemeinsam mit Groër, in Göttweig eingekleidet und studierte Theologie in Wien und Salzburg. Seine Magisterarbeit verfasste er über die Jugendpastoral der Legion Mariens in Wien.¹² P. Columban wurde 1980 zum Priester geweiht und wirkte von 1987 bis 2001, in direkter Nachfolge Groërs, als

¹⁰ Wortlautauszüge aus Erklärungen um Causa Groër, in: Der Standard, 24. März 2003, <https://www.derstandard.at/story/1249998/wortlautauszuege-aus-erklarungen-um-causa-groer> [Zugriff: 04.02.2021] archiviert unter <https://perma.cc/RA7P-R2FS>.

¹¹ Gerhard HEGER, Hans Hermann Groër, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 26 (2006) Sp. 529–534.

¹² Gerhard LUSER, Die Jugendarbeit der Legion Mariens im Vikariat Nord der Erzdiözese Wien: Eine Möglichkeit katholischer Jugendarbeit (ungedr. Magisterarbeit Universität Salzburg 1981).

Geistlicher Leiter des Senatus. Seit 1976 war er Groërs Assistent gewesen.

P. Florian Calice, wie alle seine Vorgänger ein Wiener, gehört seit April 1985 der Legion Mariens an: Bei seinem Eintritt stand er im 17. Lebensjahr. Seit 2001 ist er Geistlicher Leiter des Senatus. Calice ist seit 1986 Mitglied des Oratoriums des hl. Philipp Neri, wurde 1996 zum Priester geweiht und ist heute Pfarrer der Pfarre St. Rochus (Wien III.). Von 1999 bis 2001 war er Assistent von P. Columban Luser.¹³

Die Geistlichen Leiter prägen die Senatus-Sitzungen durch ihre Ansprachen und helfen oft bei der Entscheidungsfindung während eines Treffens. Gerade in der Zeit des Aufbaus und der Expansion der Legion in Österreich haben sie weichenstellend gewirkt; die Weiterentwicklung von einstigen Geistlichen Leitern zum Bischof oder Abt verleiht den Archivalien einen erheblichen Wert, weil sie den Werdegang der hohen Kleriker gründlich dokumentieren.

3. ZUR PERSON VON FRANK DUFF

Frank Duff (1889–1980) entstammte einer bürgerlichen Familie in Dublin; er war ab 1908 im Landwirtschaftsministerium, später im Finanzministerium tätig. An einer katholischen Schule kirchlich sozialisiert und inspiriert durch seine Mitgliedschaft in der St. Vinzenz von Paul-Gesellschaft (seit 1913), setzte er sich für die Verbreitung des katholischen Glaubens ein. Die Mittel dafür waren Hausbesuche und Straßenapostolat.

Die soziale Not und das Leid von Prostituierten zu lindern machte er zu zwei Schwerpunkten seiner Tätigkeit; seine Mission war von marianischer Spiritualität durchdrungen. Von 1914 bis zu seinem Tod besuchte er täglich die Hl. Messe, sofern er nicht durch Krankheit verhindert war. In seiner Marienverehrung folgte er den Schriften von Louis-Marie Grignon de Montfort.¹⁴

Die Legion gründete er mit seinem Beichtvater P. Michael Toher; erst nach vier Jahren (1925) erhielt sie den Namen „Legio Mariae“. Duff hat auch die Erstauflage des Handbuchs der Legion verfasst, die er im Laufe seines Lebens mehrfach revidierte; nach seinem Tod gab es andere,

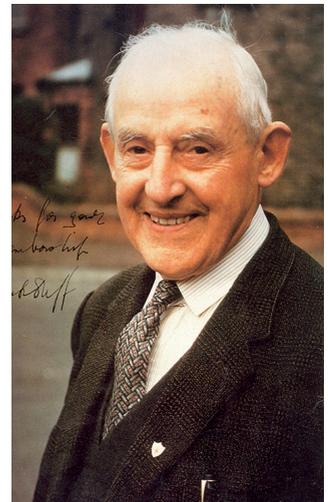


Abb. 2: Frank Duff (Bildquelle: Archiv der Legion Mariens).

¹³ Ohne Verfasserangabe, Menschen und Organisationen, Interview mit P. Florian Calice vom 30. April 2013, Homepage der Erzdiözese Wien, <https://www.erzdiözese-wien.at/site/menschenorganisation/menschen/mitarbeitende/article/30435.html> archiviert unter <https://perma.cc/Q3NP-C3SA> [Zugriff: 14.12.2020].

¹⁴ Andreas SEIDL, Art. Duff, Frank, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon 36 (2015) Sp. 320–337.

leicht veränderte Auflagen. Dutzende weiterer mariologischer Schriften entstammten seiner Feder; viele wurden als Kleindrucke in gewaltigen Auflagen international verbreitet. Duff, der weder Theologie studiert, noch ein Priesterseminar besucht hatte, stellte ab 1934 sein ganzes Leben in den Dienst der Legion, die stets auf dem Prinzip freiwilliger Arbeit auf allen Leitungsebenen beruhte. Die vatikanische Einladung, als Laienauditor am Zweiten Vatikanischen Konzil teilzunehmen, war ein Höhepunkt in Frank Duffs Leben. Seit Pius XI. wurde er von jedem Papst des 20. Jahrhunderts in Privataudienz empfangen. 1996 wurde sein Seligsprechungsverfahren eingeleitet.¹⁵

¹⁵ SEIDL, Art. Duff (wie Anm. 14).

Generell zeichnen sich Duffs in Wien liegende Briefe durch ihren hohen Informationsinhalt aus. Sein Schreibstil verrät ausgeprägte Gewissenhaftigkeit, die sich im präzisen Aufgreifen von dem, was seine jeweilige Korrespondentin ihm zuvor geschrieben hatte, niederschlägt. Er wiederholt die wichtigsten Inhalte des von ihm empfangenen Briefes und kommentiert sie Schritt für Schritt. Da im Wiener Archiv weder Abschriften noch Konzepte der Briefe nach Dublin erhalten sind, ist Duffs dialogischer Schreibstil für die historische Forschung besonders hilfreich.

4. SENATUS-PROTOKOLLE

Beginnend mit 1949 setzt sich die Reihe der Protokolle mit wenigen Lücken bis heute fort. Die ersten 13 Mitglieder (elf Frauen und zwei Männer) traten am Fest der Darstellung des Herrn am 2. Februar 1949 in die Legion ein. Angaben zu den Mitgliedern der ersten Stunde umfassen ihren Namen, Wohnsitz, das Eintrittsdatum in die Legion, die von ihnen erhaltenen Ämter und Arbeitsaufträge sowohl innerhalb der Legionsstruktur als auch in missionarischen Initiativen nach außen. Ebenso liegen Namenslisten von „Hilfslegionären“ vor; diese Personen übernehmen freiwillige Gebetsverpflichtungen für die Legion, sind aber nicht bei den Veranstaltungen anwesend. Laien und Ordensleute können Hilfslegionäre werden.

Entsprechend dem Wachstum und der Entwicklung der Legion in Österreich entwickelten sich auch die Protokolle. Anfangs dokumentierten sie die Ebene einer kleinen Lokalgruppe der Legion (Präsidium). In den Anfangsjahren umfasste diese Gruppe etwa 20 Legionäre. Die von

ihnen transkribierten Berichte sind auf die Pfarrgrenzen von St. Karl (Wien IV.) beschränkt und geben detaillierte Auskunft über Arbeitseinsätze und damit verbundene Gesprächsinhalte im Wien der Nachkriegszeit. Im Laufe der Jahre veränderten sich die Protokollinhalte, vor allem, als im Juli 1950 aus dem Präsidium ein Senatus wurde.¹⁶ Damit wechselten die Protokolle auf die nationale Ebene und befassten sich auch mit der Verwaltung von untergeordneten Räten. Die Teilnehmerzahl nahm auf ca. 60 Personen im Jahr 1970 zu; bis in die Gegenwart bleibt die Zahl der Teilnehmer zwischen 60 und 70 konstant. Zu den niedrigeren Stufen der Leitungspyramide gehörten Hunderte von Präsidien in allen Bundesländern und die von ihnen lancierten Ausbreitungsinitiativen in benachbarte Länder. Dazu kamen Berichte über *peregrinationes* – Auslandsinitiativen in weit entfernten Städten, die von Legionären in ihrem Urlaub auf eigene Kosten betrieben wurden. Auch Kopien der englischen Übersetzungen von Senatus-Protokollen, die monatlich nach Dublin geschickt wurden, sind in Wien erhalten.

¹⁶ Handbuch (wie Anm. 4) 206.

Üblicherweise verzeichnet ein Senatus-Protokoll die Präsenz der anwesenden und der von der Teilnahme entschuldigten Mitglieder, kurze Zusammenfassungen von den geistlichen Ansprachen des verantwortlichen Priesters, Kurzfassungen der Berichte über apostolische Einsätze, Angaben zur Korrespondenz mit Auslandsinitiativen, Kassenberichte, sogenannte „Jahresberichte“ über die Tätigkeiten von Präsidien in Österreich und Allfälliges.

Der Dokumentationswert dieser Protokolle ist erheblich, entwickelte sich aber im Profil je nach der Wachstums- etappe der Legion in Österreich. Beschreibungen der Erfahrungen, die Legionäre bei Arbeitsaufträgen in den Jahren nach 1949 machten, zeugen von der damaligen Notlage in Wien. Es wird häufig Trauer über Gefallene vermerkt und über die Folgen von politisch motivierten Austritten aus der Katholischen Kirche berichtet.

Einige von den ersten apostolischen Einsätzen fanden im Umfeld der Pfarre St. Karl statt, später auch St. Rochus. Ein häufiger Arbeitsauftrag bestand damals und besteht auch heute in Hausbesuchen, unter anderem bei Familien, in denen sich ein Kind auf die Erstkommunion vorbereitete. Weitere frühe Initiativen waren ab 1949 die Etablierung

von Seminarpräsidien in Hollabrunn (für Priesteranwärter) und bei den Schwestern vom armen Kinde Jesu (für Lehrerinnen).

Der Veranschaulichung wegen seien Angaben in einem Protokoll aus dem Jahr 1972 genannt. Das aus 45 Typoskriptseiten bestehende Protokoll schildert unter anderem eine Ausbreitungsinitiative in der DDR (Deutsche Demokratische Republik). Aus den Reihen der neun Teilnehmer, die im August 1972 zwölf Tage in den kommunistischen Teil Deutschlands reisten, wurde der Geistliche Leiter später Generalvikar der Erzdiözese Wien; Seminaristen nahmen teil, die später Pfarrer wurden. Unter anderen Details geht der Bericht auf die kommunistische Reiseleiterin ein, die im Zielland für die Legionsgruppe zuständig war. Die apostolischen Tätigkeiten der Gruppe wurden der Reihe nach verzeichnet: Besuche bei katholischen Priestern, Mithilfe bei Kindertagen, Straßenapostolat und Kontakte mit Ausländern. Eine Dia-Reihe über die Fahrt wurde über niederösterreichische Legionäre als Nacharbeit der Missionsreise vertrieben. Das betreffende Senatus-Protokoll beinhaltet auch Nachrichten über Legionsgruppen in Österreich, darunter ein Blindenpräsidium in Wien.¹⁷

¹⁷ Archiv der Legion Mariens in Wien, Protokoll des Senatus-Treffens am 24. September 1972.

5. BRIEFE AN DEN SENATUS

288 von Duffs Briefen an den Senatus von 1948 bis 1979 liegen in zwei Bänden vor; zusätzlich zu den gebundenen Originalen ist ein weiteres photokopiertes Exemplar von jedem Band überliefert. Dem ersten Brief geht ein zehnsseitiges Inhaltsverzeichnis voraus, worin jeder Brief nummeriert und datiert aufgelistet wird. Die Briefe sind (beinahe) alle Typoskripte und wurden eigenhändig vom Gründer der Legion Mariens unterschrieben. Handschriftliche Ergänzungen sind nicht selten, auch eigenhändige Korrekturen kommen vor, sowie gelegentliche Marginalien der Empfänger mit Notizen zur Übersetzung ins Deutsche. Alle Briefe von Duff sind auf Englisch verfasst; Empfänger sind oft die Amtsträger des Senatus. Mehrere sind an den Geistlichen Leiter, Friedrich Wessely, adressiert.

In den 1950er Jahren schrieb Duff bis zu 30 Briefe im Jahr an den Senatus-Präsidenten. Ab 1958 geht die Frequenz radikal zurück. Für 1959 und 1960 sind nur vier Briefe pro

Jahr erhalten und danach meist nie mehr als zwei oder drei; aus den Jahren 1965 und 1968–1970 sind keine Briefe im Archiv vorhanden.

Der Brief an Senatus-Schriftführer Gregor Zacherl vom 28. Februar 1953 ist repräsentativ. Er ist mehr als zwei getippte DIN A4-Seiten lang – ein typischer Umfang für diese Sammlung – und schildert die Arbeiten an der deutschen Ausgabe des Legionshandbuchs, Übersetzungsarbeiten durch die Schriftstellerin Hilde Firtel,¹⁸ nach Ungarn gesandte Legionäre, Ausbreitungen in Kärnten und ein Legionstreffen im Erzbistum Salzburg, an der ein Münchner Weihbischof teilgenommen hat. Ebenso teilt er Nachrichten mit, die er vom irischen Botschafter im Vatikan über ein Gespräch mit Giovanni Montini erfährt. Montini war damals Pro-Staatssekretär und wurde 1963 Papst Paul VI.

Der darauffolgende Brief, datiert mit 17. April 1953, belegt den vertraulichen Charakter der Briefe; sie sind also nicht für das Vorlesen bei den Senatus-Treffen bestimmt. Duff berichtet Zacherl im Vertrauen über die Konflikte zwischen dem Jesuitenorden und der Legion, einem immer wieder auftretenden Thema. Duff war der Meinung, dass die Gesellschaft Jesu die Legion verhindern wolle; dies habe er einem Pater aus der Curie des Ordens in einem *stormy encounter* (stürmische Begegnung) mitgeteilt. Ebenso berichtet Duff über Kontakte mit einem in Polen tätigen Repräsentanten der Legion. Auch zu diesem Thema soll sich der österreichische Briefempfänger nur im inneren Kreis äußern, da der Legionär unter kommunistischer Beobachtung stehe und sich länger nicht gemeldet habe, trotz der erfolgreichen Ausbreitung der Legion: *this has made us profoundly anxious about him* (wir machen uns folglich ernsthafte Sorgen um ihn), teilt Duff mit.

Duff zeigte sich in den Briefen erstaunlich offen. Er teilte Lesern Details aus seinem Privatleben mit (etwa zum Thema Urlaub) oder auch religiöse Ansichten, etwa zur Lage der Katholischen Kirche in der Schweiz. 1977 galt diese ihm diese als *extraordinarily weak* (außerordentlich schwach) und er mutmaßte, dass der Materialismus die eigentliche Religion des Landes sei (*I fear that it can be said that materialism is the religion of the country*).

¹⁸ Firtel war in Wien als Mitglied einer jüdischen Familie aufgewachsen und konvertierte zum Katholizismus. Sie entdeckte die Legion in England. Ab 1945 wirkte sie als Gesandte in Deutschland. Sie schrieb und übersetzte zahlreiche Publikationen über die Legion Mariens. Ohne Verfasserangabe, Hilde Firtel – Pionierin der Legion Mariens in Deutschland (1910–1991), Homepage der Legion Mariens (Deutschland), <https://www.legion-mariens.de/legion-im-detail/personen/hilde-firtel> [Zugriff: 7.1.2021] archiviert unter <https://perma.cc/9KG3-2DFA>.

6. DUFF – ZACHERL KORRESPONDENZ



Abb. 3: Marie-Victoire Zacherl
(Bildquelle: Archiv der Legion
Mariens).

Marie-Victoire Zacherl (1904–1987) wurde als Tochter des Adolf Baron Pereira-Arnstein in Meran (Tirol) geboren; ihr Vater war Offizier bei den Kaiserjägern. Die Kinder wurden in einer vielsprachigen Familienumgebung erzogen; Deutsch und Französisch waren für Marie-Victoire in gleicher Weise Muttersprache. Sie besuchte die Schule zuerst im Pensionat „Notre Dame de Sion“ bei Trient und später in der Klosterschule der Benediktinerinnen am Nonnberg in Salzburg. Durch Kriege und die Weltwirtschaftskrise verarmte die Familie.¹⁹

Im Jahr 1929 gebar Marie-Victoire einen Sohn, den sie – heute schwer nachvollziehbar, damals aber nicht ungewöhnlich – wegen ihres ledigen Standes zur Adoption freigab. Sie arbeitete in verschiedenen Adelshäusern im deutschsprachigen Raum als Wirtschaftsdame, bis sie 1945 nach Wien übersiedelte. 1949 wurde sie Mitglied im ersten Präsidium der Legion Mariens in Österreich; im gleichen Jahr heiratete sie Gregor Zacherl, der sich ebenso für die Legion einsetzte. Das Ehepaar war an Ausbreitungsinitiativen in und außerhalb Wiens beteiligt. Gregor starb 1954, woraufhin Frank Duff die Witwe einlud, Gesandte der Legion Mariens zu werden: *You are now beginning your third life. You must make it the most useful of all* (Sie beginnen nun ihr drittes Leben. Sie müssen es zum größtmöglichen Nutzen gestalten).²⁰

Die Gesandtschaft nach Südtirol begann Zacherl am Lourdes Gedenktag, dem 11. Februar 1955. Zunächst war sie vom Concilium für ein Jahr dazu bestimmt, in Südtirol zu wirken; die ersten Monate wurde sie von einer irischen Legionärin namens Mary Ingoldsby begleitet. Zacherl bewährte sich von 1955 bis 1962 als Botschafterin und Gründerin von Legionszellen in Griechenland, der Türkei, im Nahen Osten und im Libanon. 1963–1969 wirkte sie überwiegend in Wien, dann, von 1970 bis 1972, wiederum als Gesandte in Holland. Ihren Lebensabend widmete sie der Betreuung von Haftentlassenen in Wien.²¹ Im Legionsarchiv sind insgesamt 206 Briefe von Duff an Marie-Victoire Zacherl aus der Zeit 1954–1979 erhalten. Die Briefe sind Typoskripte, meist mehr als zwei Seiten lang, manche erreichen einen Umfang von sieben. Duff diktierte seine

¹⁹ Anni CECH, Sand wird Gold. Erinnerungen an Marie-Victoire Zacherl und ihr Briefwechsel mit dem Gründer (Wien 2020) 160.

²⁰ Archiv der Legion Mariens in Wien, Frank Duff an Marie-Victoire Zacherl vom 7. August 1954. Übersetzung durch den Autor.

²¹ CECH, Sand wird Gold 160.

Briefe in ein *Dictaphone*; beinahe alle wurden zeitversetzt getippt.²² In Wien sind keine Briefe von Zacherl erhalten; da Duffs Stil äußerst präzise und gewissenhaft ist, geht er in seinen Antworten auf alle von Zacherl thematisierten Fragen und Beobachtungen ein. Aus seinen Antworten geht hervor, dass sie ihm französische Briefe schickte, er antwortet auf Englisch. Sie übte sich allerdings im Englischen und schickte ihm später englische Briefe.²³ Sie schrieb ihm zu manchen Zeiten bis zu dreimal in der Woche; Duffs Antworten kamen in Abständen von mehreren Monaten.

Die Briefe sind für ein Studium der Entwicklung der Legion in Österreich durchaus aussagekräftig, auch wenn sie sich zum größeren Teil mit Zacherls Auslandseinsätzen befassen. Als Mitarbeiterin im offiziellen Status einer Gesandten war Zacherl vor allem mit der Ausbreitung der Legion in Südtirol, Griechenland, im Libanon und darüber hinaus beschäftigt.

Duffs sprachlicher Stil, ob im Handbuch oder in privaten Briefen, war martialisch geprägt, muss aber im Kontext seiner ausgesprochen milden und demütigen Persönlichkeit verstanden werden. In den Briefen aus den frühen 1950er Jahren wiederholte er gewisse Sätze aus dem Handbuch mit Überzeugung, wie zum Beispiel diese Ansicht: „Hat man die Familien gewonnen, erobert man die Gesellschaft. Will man aber die Familien gewinnen, muss man sie zu Hause besuchen.“²⁴ Auch war ihm das militärische Erbe der Habsburger-Monarchie bekannt, und er stellte Marie-Victoire Zacherls Arbeit als *Botin Christi* in den Kontext der Ausbreitung des Heiligen Römischen Reiches: *You begin to renew those ancient days of conquest by Austria. This is the second chapter of the Holy Roman Empire!*²⁵ Duff war sich bewusst, dass er in Zacherl eine Verkörperung des österreichischen Adels als Mitarbeiterin geschenkt bekommen hatte; er wollte zwar in seinen Briefen an sie ihren Adelstitel verwenden, wurde aber von ihr daran gehindert.²⁶

Duffs Antworten auf Zacherls Fragen über den Griechenland Einsatz sind besonders aufschlussreich, weil die Katholikin dort in einem gesellschaftlichen und kirchlichen Milieu Anschluss suchte, als die Sorge um Ökumene kaum bekannt war. In diesem Zusammenhang stellte sie

²² Duffs Erklärung in Brief Nr. 91.

²³ Archiv der Legion Mariens in Wien, Frank Duff an Marie-Victoire Zacherl im November 1956.

²⁴ Handbuch (wie Anm. 4) 228.

²⁵ Archiv der Legion Mariens in Wien, Frank Duff an Marie-Victoire Zacherl vom 9. Februar 1955, p. 4.

²⁶ Archiv der Legion Mariens in Wien, Frank Duff an Marie-Victoire Zacherl vom 3. Juni 1955.

²⁷ Schließlich lehnt er die Verwendung einer Ikone ab. Archiv der Legion Mariens in Wien, Frank Duff an Marie-Victoire Zacherl vom 21. November 1955.

²⁸ Archiv der Legion Mariens in Wien, Frank Duff an Marie-Victoire Zacherl vom 25. Juni 1956; zum Legionär als „Beauftragten“, siehe Handbuch 290, 404.

²⁹ Es handelt sich um die *Osservatore Romano* Ausgabe vom 12. April 1958.

Duff fragte über den bei orthodoxen Christen wenig bekannten Rosenkranz, den Unterschied zwischen ostkirchlichen Ikonen und römisch-katholischen Marienstatuen und darüber, ob eine Ikone als Legionsbild dienen darf.²⁷ Duff zeigte sich diesen Unterschieden gegenüber gelassen und hatte Verständnis dafür, dass man bei den Zusammenkünften der griechischen Legionäre sogar auf den Rosenkranz verzichtete. Er schlug die Gründung von zwei Curien vor: eine mit orthodoxem Ritus, eine mit römischem. Was aber seine theologische Haltung gegenüber der orthodoxen Theologie betraf, so war sie in jenen Punkten, wo es eine Dissonanz mit römischer Lehre gab, eindeutig ablehnend.

Nicht selten sind hochrangige Kleriker und Bischöfe das Thema der Briefe, denn Duff bestand auf der ordentlichen Approbation der Legion in jeder Diözese, wo sie aktiv werden sollte. Wiederholt kommt im Handbuch vor, dass die Legionäre sich in erster Linie immer als Beauftragte des Priesters verstehen sollten, daher musste die Legionsarbeit mit pfarrlichen und diözesanen Strukturen gut akkordiert sein. Umso empfindlicher war Duff, wenn er Ablehnung vom Episkopat erfuhr. Diese war ihm – zumindest seinem Empfinden nach – oft widerfahren, und in Wien empfand er sogar eine „feindliche“ Haltung gegenüber der Legion von den Bischöfen.²⁸ Da Zacherl in Rom Vorträge im elitären deutschsprachigen Priesterseminar *Germanicum* hielt und immer wieder mit Bischöfen in Kontakt kam, war Duff sehr an ihrer Vermittlungsarbeit interessiert; mit ihr korrespondierte er über das italienische Legionsperiodikum „*La Voce*“ und fehlerhafte Berichterstattung über die Legion im „*Osservatore Romano*“.²⁹

Weitere Konfliktfelder ergaben sich mit der „Katholischen Aktion“ in den meisten Diözesen, wo Zacherl als Gesandte aktiv war. Vor allem die etablierten Bistümer in Mittel- und Südeuropa hatten gut ausgebaute Diözesanstrukturen für die Katholische Aktion, welche die Legion Mariens als Konkurrenz verstand. Msgr. Giovanni Urbani etwa, war seit 1946 Sekretär und der Nationale Rat der Katholischen Aktion in Italien; als er Bischof von Verona und später Erzbischof und Patriarch von Venedig und in das Kardinalskollegium aufgenommen wurde, verstand Duff das als Rückschlag für die Legion. Ebenso erwartete

Duff sich wenig Unterstützung von Jesuiten, wo auch immer sie wirkten, denn sie sahen – so Duff – in der Legion eine Konkurrenz für die „Marianischen Kongregationen“, die von Patres der Gesellschaft Jesu erfolgreich auf mehreren Kontinenten errichtet worden waren. Mehrfach ermunterte Duff seine Korrespondentin Zacherl während ihres Mailandaufenthalts, Erzbischof Montini, den späteren Papst Paul VI., zu besuchen und für die Legion zu werben. *Accept no denial* – „finden Sie sich mit keiner Ablehnung ab“, schrieb er im Jahr 1958.³⁰

Die sich über 25 Jahre erstreckende Briefsammlung bietet wertvolle Perspektiven auf die Legionsgeschichte, besonders im Hinblick auf die beteiligten Personen. Duff äußert sich zum System und Aufbau der Legion, zu ihrer Spiritualität, aber auch zu den geistlichen und persönlichen Charakteristika vieler beschriebener Legionäre. Nicht zuletzt dokumentiert der Bestand die Ablehnung Duffs in Bezug auf Modernisierungsinitiativen innerhalb der Legion. Diese hielt bis 1969 an, also auch nach dem Abschluss des Zweiten Vatikanums, des großen Modernisierungskonzils, an dem Duff immerhin persönlich teilnehmen durfte.³¹

Wie er in seiner Korrespondenz mit Anna Coreth (vgl. unten) kritische Äußerungen über die Schweiz zu machen pflegte, brachte Duff Zacherl gegenüber seine Meinung über Italien ungeschminkt zum Ausdruck. Das Land sei nicht mehr als katholisches Land zu bezeichnen, die große Mehrheit der Bevölkerung sei inzwischen ohne jede Religion, und auch die Priester seien am Apostolat nicht im Geringsten interessiert.³²

7. DUFF – CORETH KORRESPONDENZ

Anna Coreth (1915–2008) kam aus einem Tiroler Adelsgeschlecht und promovierte nach einem Studium an der Universität Wien 1940 zur Doktorin der Geschichtswissenschaft. Von 1940 bis 1944 hielt sie im Rahmen ihrer Assistentenstelle bei Professor Heinrich Fichtenau Vorlesungen am Institut für Österreichische Geschichtsforschung und war somit die erste Frau, die in der Geschichte des damals elitären Instituts am selbigen lehrte. Eine Anstellung am damaligen Wiener Reichsarchiv wurde während des Dritten Reichs abgelehnt, weil Coreths kirchliche Gesinnung zu stark ausgeprägt war. 1946 trat sie in den Dienst des

³⁰ Archiv der Legion Mariens in Wien, Frank Duff an Marie-Victoire Zacherl vom 22. März 1958.

³¹ Archiv der Legion Mariens in Wien, Frank Duff an Marie-Victoire Zacherl vom 22. Februar 1969.

³² Italy has definitely ceased to be a Catholic country. The great majority of the population are now without any religion [...] its Priests [sic] will not take any interest in the apostolate. Archiv der Legion Mariens in Wien, Frank Duff an Marie-Victoire Zacherl vom 16. Jänner 1977.

Haus-, Hof- und Staatsarchivs, wo sie wiederum die erste weibliche wissenschaftliche Arbeitskraft in der Geschichte der Institution war. 1956 wurde sie stellvertretende Direktorin und 1976 Direktorin dieses monumentalen Archivs. 1978 wurde sie emeritiert. Ihre Monographie über

die „Pietas Austriaca“ kann „man heute mit Fug und Recht als eine der wenigen klassischen Studien der österreichischen Geschichtswissenschaft nach dem 2. Weltkrieg bezeichnen.“³³ Seit 1949 war sie Mitglied der Legion Mariens. Sie verfasste Artikel für das von Wessely herausgegebene „Jahrbuch für mystische Theologie“ und stellte den Löwenanteil ihrer Freizeit in den Dienst der Legion, sowohl in der Leitung des Senatus als auch im apostolischen Einsatz im In- und Ausland.³⁴



Abb. 4: Legionäre zu Besuch beim hl. Vater Johannes Paul II., rechts Anna Coreth (Bildquelle: Archiv der Legion Mariens).

Die erhaltenen Briefe von Duff an Coreth beschränken sich auf die Zeit von 1954 bis 1960 und umfassen 13 Briefe. Im Vergleich zu Duffs Briefen an Zacherl sind die an Coreth überschaubar. Österreich erscheint in Duffs Briefen an die Berufsarchivarin als Zelle der moralischen Integrität und als gutes Beispiel für den benachbarten Ostblock. Coreth hatte den „Escadron“-Auftrag vom Senatus erhalten, sollte also gerade in diesen Ländern neue Mitglieder für die Legion anwerben. Sie berichtete über Polen, Jugoslawien, Ungarn, die Tschechoslowakei und Russland. Eine von Coreths Strategien bestand in der Rekrutierung von Wienern mit familiären Beziehungen zu Ländern im damaligen Ostblock für die Legion. Auch unter den Mitgliedern des Diplomatischen Corps, zu denen Coreth verwandtschaftliche und professionelle Beziehungen hatte, verbreitete sie gute Nachrichten über Duffs marianische Initiative für die Weltkirche.³⁵ Ähnliche Ausbreitungsimpulse nannte Duff aus seiner Korrespondenz mit Ungarn, die in die USA ausgewandert waren und dort zur Legion gefunden hatten.³⁶ In den Briefen an Coreth schrieb Duff gelegentlich in einer Art Geheimsprache. Er verzichtete bewusst auf die Nennung von Orts- und Personennamen, wohl damit rechnend, dass Unbefugte die Briefe lesen würden. Unter anderem machte Duff durch Hinweise auf China klar, dass es ein erklärtes Ziel der Legion sei, den in-

³³ Ilse KOROTIN–Nastasja STUPNICKI (Hg.), *Biografien bedeutender österreichischer Wissenschaftlerinnen* (Wien 2018) 126–127, hier 127.

³⁴ Ebd.

³⁵ Archiv der Legion Mariens in Wien, Frank Duff an Anna Coreth vom 2. Februar 1959.

³⁶ Archiv der Legion Mariens in Wien, Frank Duff an Anna Coreth vom 21. April 1958.

ternationalen Kommunismus zu Fall zu bringen. Hinweise auf die verhältnismäßig starke Präsenz des Kommunismus in Österreich, wie etwa die „Weltjugendfestspiele“ von 1959 in der Wiener Stadthalle, bezeichnet Duff als Apostolatsgelegenheit. Diese Festspiele waren von der Kommunistischen Partei Österreichs nahestehenden Arbeitervereinigungen als Jugendfestival konzipiert worden.³⁷ Der Widerstand von Jesuiten wurde hier thematisiert, wie auch Duffs Priorisierung der missionarischen Arbeit unter Wiens Prostituierten.³⁸

Der Ton in Duffs Briefen an Anna Coreth ist anders als in der Korrespondenz zwischen Duff und Zacherl. Duff holte Coreth gegenüber oft ausführlich über Wesen und Bekämpfung des Kommunismus aus und thematisierte die Rolle von Legionären in dieser Initiative. In diesem Sinne reisten irische Legionäre am Ende der 1950er Jahre als Touristen nach Russland, um erste Informationen für spätere Einsätze zu sammeln; in Dublin wurde Legionären Russischunterricht angeboten.³⁹ Eventuell geht der Unterschied auf Coreths wissenschaftliche Ausbildung und ihren hohen Bildungsgrad zurück; in dieser Hinsicht unterschied sie sich von Marie-Victoire Zacherl.

8. IM ARCHIV LAGERNDE PUBLIKATIONEN

8.1. „Maria Legionis“ (Dublin)

Jahrgänge von der internationalen englischsprachigen Legionszeitschrift „Maria Legionis“ sind ab 1938 in Wien erhalten. Die Zeitschrift trug den Untertitel *The Organ* (später: *Voice*) of the Legion of Mary. Detailreiche Berichte über die Ausbreitung in Südtirol durch Gesandte Mary Ingoldsby ergeben die seltene Chance, eine Brücke zu den in Wien lagernden Briefen über dasselbe Apostolat zu schlagen.⁴⁰ Die Zeitschrift enthält wertvollstes Bildmaterial über die Legionsarbeit in diversen, teils äußerst schwer zu erreichenden Teilen der Erde.

8.2. „Regina Legionis“ (Wien)

Diese Zeitschrift gründete Friedrich Wessely im Jahr 1951 und blieb ihr Herausgeber bis zu seinem Tod im Jahr 1970. Die Jahrgänge ab 1954

³⁷ „In den zehn Tagen des Festivals fanden an die 800 Veranstaltungen statt: künstlerische Darbietungen mit den Kulturprogrammen der Delegationen aus insgesamt 112 Ländern aller Kontinente.“ Hans HAUTMANN, Die Weltjugendfestspiele 1959 in Wien, http://www.klahrgesellschaft.at/Mitteilungen/Hautmann_3_99.html [Zugriff: 7.1.21], archiviert unter <https://perma.cc/VDN8-923J>.

³⁸ Archiv der Legion Mariens in Wien, Frank Duff an Anna Coreth vom 2. Februar 1959.

³⁹ Archiv der Legion Mariens in Wien, Frank Duff an Anna Coreth vom 13. August 1959.

⁴⁰ Mary INGOLDSBY, Campaigning in the Italian and Austrian Tyrol. Our Italian Envoy enters a new territory and finds it very fertile, in: *Maria Legionis* 9.8 (1954) 8–11.

Abb. 5: Einblick in das Wiener Legionsarchiv (Bildquelle: Archiv der Legion Mariens).



sind im Legionsarchiv vorhanden. Anfangs bestand der Titelzusatz in dem Ausdruck „Die Stimme der Legion Mariens“. Die Zeitschrift erschien anfangs monatlich; heute erscheint sie alle zwei Monate. Die im Schnitt 32 Seiten langen Hefte werden heute in einer Auflage von 9.500 Stück gedruckt.

Der Inhalt der Zeitschrift war und ist von mariologischen und missionarischen Artikeln gekennzeichnet; erwartungsgemäß liegt ein Schwerpunkt auf der Verbreitung von deutschsprachigen Schriften, die aus der Legionszentrale in Dublin stammten und für Deutschland, Österreich und die Schweiz übersetzt worden waren. Als Autoren wirkten und wirken der Legion nahestehende Priester und aktive Legionäre. Inhalte sind Berichte über außergewöhnliche Apostolate, die Geschichte der Bewegung, den Legionsalltag und von der Legion veranstaltete Exerzitien, Einkehrtage und Schulungen. Sie berichten auch über Seligsprechungskandidaten aus dem Kreis der Legion Mariens. Gewisse Hefte, wie etwa eine Nummer im Jahr 1959, waren „in besonderer Weise für die Priester geschrieben“,⁴¹ liefern Unterlagen und Arbeitsvorschläge und gewähren daher einen Einblick in die klerikale Arbeitswelt jener Epoche.

⁴¹ LOIDL, Friedrich Wessely (wie Anm. 9) 9.

8.3. Kleinschriften und „Graue Literatur“

Im Wiener Legionsarchiv befinden sich weiters missionarische Schriften zur Erklärung des Katholizismus und der Marienverehrung, Aufklärungsschriften über die Legion an sich, Anleitungen zur Fortbildung der Legionäre und Kleinschriften über die im Ruf der Heiligkeit stehenden Legionäre wie Frank Duff, Edel Quinn (1907–1944; Gesandte in Afrika) und Alfie Lambe (1932–1959; Gesandter in Lateinamerika). Sie sind, im Gegensatz zu den oben beschriebenen Beständen, weder gebunden noch verzeichnet.

8.4. Handbücher

Aufgrund der freiwilligen Natur der Zusammenarbeit in der Legion Mariens und ihrer ausgeprägten internationalen Verbreitung ist eine Gesamtanzahl der Handbuchübersetzungen schwer festzustellen und ein Verzeichnis darüber nicht bekannt. Schließlich bleiben manche Übersetzungsinitiativen Torso und andere werden der Dubliner

Zentrale nie bekannt. Daher ist die Sammlung der 15 in Wien lagernden Übersetzungen des ebenso vorhanden englischen Originals (in diversen Auflagen) besonders wertvoll. Vorhanden sind Handbuchausgaben in: Chinesisch – Deutsch – Duala – Englisch – Hindi – Italienisch – Kirundi – Kisuaheli – Kroatisch – Lingála – Malayalam – Polnisch – Russisch – Slowenisch – Swahili – Ungarisch.

9. FORSCHUNGSWERT UND ARCHIVARISCHE ZUSTÄNDIGKEIT

Weil die Legion Mariens mit äußerst bescheidenen finanziellen und personellen Ressourcen arbeitet, ist ein gepflegter und gewissenhaft überlieferter Archivbestand wie der in der Wiener Rochusgasse eine auffällige Seltenheit, besonders aus der internationalen Perspektive. Die Bestände dienen der Forschung generell als Einführungs- und Auskunftsstelle über eine weltweit erfolgreiche Laieninitiative der kirchlichen Zeitgeschichte. Allein die dichte Überlieferung der Zeitschriftenbestände ist in Europas Periodika-Repositoryen selten. Ebenso könnten Recherchen im Wiener Legionsarchiv Einsichten in die pastorale Arbeit und Sozialgeschichte Österreichs seit der Nachkriegszeit bereichern. Regelmäßige Berichterstattung von Hausbesuchen, Verkündigung des Evangeliums im Rotlichtmilieu und in der Gefangenenseelsorge ergibt eine dichte Dokumentation über die Bewegung in Österreich und an den Einsatzorten österreichischer Legionäre bis nach Russland und in die Türkei. Ein thematischer Schwerpunkt ist dabei die katholische Laienmission in kommunistisch regierten Ländern Osteuropas. Schließlich dokumentiert das Archiv in den Brief- und Protokollbeständen eine Reihe von außergewöhnlichen Persönlichkeiten. Vor allem leuchten Charakteristiken des Legionsgründers Frank Duff in seinen Briefen auf, darüber hinaus sagen die Quellen über weitere Personen aus der österreichischen Aristokratie und dem hohen Klerus der Erzdiözese Wien aus.

Bei Berücksichtigung der üblichen Sperrfristen erfolgt die Einsichtnahme nach Anmeldung beim amtierenden Präsidenten des Senatus.

P. Alkuin Volker Schachenmayr OCist studierte Theaterwissenschaft in Swarthmore (PA) und Stanford (CA). 1998 trat er in Heiligenkreuz in den Zisterzienserorden ein. An der Universität Wien studierte er Theologie, Geschichtswissenschaft und Geschichtsforschung und wurde 2005 im Fach Kirchengeschichte promoviert. 2008–2020 war er Herausgeber der Zeitschrift *Analecta Cisterciensia*. 2016 habilitierte sich Schachenmayr an der Universität Würzburg im Fach Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit. P. Alkuin Schachenmayr ist aktives Mitglied der Legion Mariens.

Kontakt: nota@schachenmayr.net

DAS POTENZIAL DER FRÖMMIGKEIT

Klösterliches Leben in Gemeinschaft als Ressource

Anna Elisabeth Rifesser OSF

Vortrag gehalten am virtuellen Kulturtag im Rahmen der Herbsttagungen der Ordensgemeinschaften Österreich am 25. November 2020.

Hinführung: Frömmigkeit – eine vergessene Ressource

Das Potenzial der Frömmigkeit – diese großen, kraftvollen und inspirierenden Worte, die als Slogan benutzt werden können und die heute in diesem Rahmen als Vortragstitel dienen, stelle ich durchaus mit Vorsicht in den Raum, weil sie missverstanden werden könnten. Der Grund für diese Themenwahl resultiert aus den Erfahrungen mit wissenschaftlichen Werken über Frauengemeinschaften, die ich im Zuge meines Dissertationsprojekts¹ konsultierte. Vielfach waren diese Abhandlungen frappierend ähnlich aufgebaut: Zunächst gab es einen geschichtlichen Überblick, der sich auf die Eintritte, den Gründungsprozess und den Klosterbau fokussierte. Anschließend wurden die einzelnen Mitglieder und ihr pädagogisches, seelsorgliches oder pflegerisches Wirken im Kontext der klösterlichen Institution skizziert. Zum Schluss fügte man meistens noch ein kleines, bescheidenes Kapitel über das geistliche Leben der Schwestern an, in dem man Gebetszeiten und -weisen, geistliche Schriften der Gründungspersönlichkeiten sowie wertvolle religiöse Kunstgegenstände auflistete, sozusagen als spirituell gefärbten, fakultativen Anhang zur nüchternen und wissenschaftlichen Darlegung. Als ich mich intensiv mit dem Leben und Wirken der Tertiarschwestern des hl. Franziskus im 18. Jahrhundert beschäftigte und Chroniken, Briefe, Gebetbücher sowie Aufzeichnungen der Tertiarrinnen und ihres Freundeskreises studierte, wurde mir schnell klar, dass dieser Ansatz unzureichend ist. Denn das Gebet, die Beziehung

¹ Dieser Vortrag stützt sich auf meine wissenschaftlichen Forschungen und auf meine Dissertation über die Tiroler Tertiarrinnen und deren Frömmigkeitskultur, die im Rahmen meines Promotionsstudiums im Fach Kirchengeschichte an der Universität Innsbruck unter der Leitung von Prof. Günther Wassilowsky entstand und im August 2019 im Aschendorff-Verlag publiziert wurde: Anna Elisabeth RIFESER, Die Frömmigkeitskultur der Maria Hueber (1653–1705) und der Tiroler Tertiarrinnen. Institutionelle Prozesse, kommunikative Verflechtungen und spirituelle Praktiken (Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 172, Münster 2019). Auf einen vollständigen wissenschaftlichen Apparat wird verzichtet, da sämtliche Literaturnachweise sowie eine genaue Auflistung der Archivsignale in der obigen Monografie zu finden sind. Für den Druck wurde der Vortragsstil weitgehend beibehalten.

zu Jesus Christus, die bewusst gewählte ehelose Lebensform und nicht zuletzt die hohen geistlichen Ideale waren und sind nie ein Randthema, das immer nur dann hervorgeholt werden muss und darf, wenn die Ordensfrauen gerade nicht beim Arbeiten, Essen oder Schlafen waren, sondern ihr geistliches Leben war der Dreh- und Angelpunkt ihrer Existenz, auf dem alles andere basierte. Viel zu oft wurde im Kloster gelehrt, dass Arbeit und Gebet zwei Bereiche sind, die fein säuberlich getrennt werden müssen, damit weder das Eine noch das Andere überhandnimmt. Vergessen blieb dabei, dass eine Ordensberufung nur dann realisiert und vertieft werden kann, wenn sich die verschiedenen Elemente gegenseitig befruchten und beseelen. Das geistliche Leben bildete sozusagen das Gerüst, in das alles eingebaut wurde. Daher ist es wohl adäquat, von einem *Frömmigkeitssystem* zu sprechen, denn es verkörperte den richtungsweisenden und sinnstiftenden Rahmen, der alles zusammenhielt und untrennbar miteinander verwob. Der Glaube war folglich nicht Teil der Kultur, sondern konstituierte dieselbe. Ein weiterer Punkt, der relativ schnell ins Auge springt, ist, dass konkrete geistliche Praktiken und Ideale den Schwestern einen ungeheuren Selbststand vermittelten. Sie befähigten sie, in der Kommunikation mit Autoritäten klarer, differenzierter und zielorientierter zu agieren. Ihre Frömmigkeit verbesserte insofern ihre Kommunikations-, Beziehungs- und Konfliktfähigkeit und gab ihnen Selbstvertrauen. Wahrscheinlich ist nun einsichtiger, warum ich im Rahmen dieses Kulturtags vom „*Potenzial* der Frömmigkeit“ sprechen möchte. Es geht nicht darum, Frömmigkeit als Machtinstrument zur skrupellosen Durchsetzung persönlicher oder institutioneller Interessen zu benutzen. Es ist evident, dass das geschehen ist und leider immer noch geschieht. Wir wissen auch, dass religiöse Ideale nicht automatisch und nicht immer Inspiration sowie Mut schenken und auch nicht per se dazu anregen, die Beziehung zu Gott zu vertiefen. Religiöse Ideale können unter gewissen Umständen eine gewaltige, destruktive, hemmende und einengende Kraft entwickeln, die dem Menschen nicht zur Entfaltung seines Wesens hilft, sondern ihn angstvoll verkümmern lässt. Diese Gefahr ist vorhanden; sie soll uns aber nicht daran hindern, die feinfühligke Lebendigkeit, die temperamentvolle Energie und den unverzagten Wa-

gemut, welche in der Frömmigkeit stecken, zu entdecken und freizulegen. Denn eine innige authentische Beziehung zu Jesus Christus stärkt das Leben, Handeln, Denken und Fühlen. Es wäre schade, wenn potenzielle Gefahren uns daran hindern, Kraftquellen zu entdecken und daraus zu schöpfen. Ordensgemeinschaften waren und sind Stätten der Kultur, der Bildung sowie der selbstlosen Hingabe an Gott und die Menschen. Ohne die Pflichtverletzungen, Unzulänglichkeiten und Versäumnisse zu ignorieren oder gar zu bagatellisieren, kann man sagen, dass es Ordensfrauen nie nur um ihr eigenes Seelenheil ging, sondern sie nutzten die Lebendigkeit und Kraft, die sie aus ihrem geistlichen Leben schöpften, für andere und deren Not und versuchten, sich nach Kräften in den Dienst Hilfesuchender zu stellen.

Im Folgenden wird dieses Thema am Beispiel der klösterlich lebenden Brixner Tertiarschwwestern erörtert, aber grundsätzlich kann man die einzelnen Aspekte selbstverständlich auf jeden religiös suchenden und geistlich lebenden Menschen beziehen. Das Potenzial der Frömmigkeit wird nach einer Hinführung zu Maria Hueber (1653–1705) aus drei verschiedenen Blickwinkeln entfaltet. Zunächst steht im Zentrum der Aufmerksamkeit, welche Rolle Frömmigkeit bei der Schaffung des neuen Ordensmodells der franziskanischen Drittordensschwwestern gespielt hat, wobei dies anhand der Themen Kloster, Kontemplation und Klausur durchbuchstabiert wird. Das freiwillig gewählte, traditionelle geistliche Leben stellte für die Tertiarrinnen einen Stimulus für ihr apostolisches Wirken dar, sozusagen ein Sprungbrett für ihr Bemühen, sozial schwachen Mädchen eine Elementarbildung zuteilwerden zu lassen. Anschließend wenden wir uns den Konflikten mit den religiösen und politischen Autoritäten der Stadt Brixen zu. Die Schwwestern mussten nämlich in der Frühen Neuzeit ihren konkreten kirchenrechtlichen Status erst mit dem Stadtrat, dem Bischof und anderen übergeordneten Institutionen aushandeln und ihre Identität konstituieren. Eine maßgebliche Rolle spielten dabei die Ordenskleidung, die Konstitutionen und die Gelübde. Abschließend wird das Potenzial der Frömmigkeit im persönlichen Reifungsweg Huebers skizziert und am Beispiel der Jesuskindmystik aufgezeigt, dass ihre intensive Beziehung zu Jesus

Christus und eine tiefe Frömmigkeitspraxis sie befähigten, große psycho-religiöse Krisen zu meistern, Distanz zu Enttäuschungen aufzubauen und inneren Frieden zu finden. Ein abschließendes Fazit gibt Impulse für eine Aktualisierung dieses frömmigkeitsgeschichtlichen Erbes in unsere heutige Lebensrealität.

Die prophetisch begabte Charismatikerin Maria Hueber und ihre Pionierleistungen

Um das Thema im kirchenhistorischen Kontext wenigstens ansatzweise einzubetten, möchte ich Ihnen diese großartige, durchsetzungsfähige und kluge Frau vorstellen, die als Ordensgründerin, als Mystikerin und als Pionierin der Mädchenelementarbildung die Geschichte Tirols entscheidend mitgeprägt hat, denn sie eröffnete im Jahre 1700 die erste unentgeltliche Mädchenschule Tirols und gründete die erste franziskanische aktiv tätige weibliche Kommunität Tirols, die (Brixner) Tertiarschwestern, die heute zahlenmäßig die größte weibliche Ordensgemeinschaft Südtirols darstellen. Maria Hueber, geboren 1653 und gestorben 1705, stammte aus Brixen, lebte und wirkte daselbst. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts wird sie in der hagiographischen Kunst mit einer Jesuskind-Statue als Attribut dargestellt. Sie, die sich mittels Arbeitsstellen in Brixen, Bozen, Innsbruck und Salzburg als Kinder- und Dienstmagd zunächst Kost und Logis verdient hat und für die damalige Zeit weitgereist ist, war keineswegs für eine spirituelle Leitungsrolle prädestiniert.² Umso mehr erstaunt, dass sie als mittellose junge Frau mit Ende 20 aufgrund ihrer charismatischen, prophetischen und seelsorglichen Kompetenzen einen Freundeskreis und eine dynamische Clique aus Anhänger(inne)n und Gönner(inne)n um sich scharte, zu der hochgebildete Franziskaner und Diözesanpriester, aber auch adelige Nonnen aus prestigeträchtigen Tiroler Frauenklöstern, Vertreterinnen des Brixner Adels und sogar die Ziehtochter der Erzherzogin Anna von Österreich-Tirol (1585–1618) gehörten. Dass Maria Hueber im Jahre 1685 als Hexe angeklagt wurde, weil sie Fürstbischof Paulinus Mayr (1628–1685) den Tod vorausgesagt und ihm damit die Möglichkeit eröffnet hatte, sich auf das Sterben vorzubereiten, zeigt mit eindrücklicher Klarheit auf, dass sie eine gesellschaftlich und seelsorglich einflussreiche *Influencerin* war und wohl auch als



Abb. 1: Maria Hueber – Gemälde aus der Mitte des 18. Jahrhunderts (Tertiarkloster Brixen; Foto: Sr. Anna Elisabeth Rifesser).

² Eva CESCUTTI, Mädchenschule und Frauenkongregation: Maria Hueber „revisited“, in: Brigitte MAZOHL–Ellinor FORSTER (Hg.), Frauenklöster im Alpenraum (Schlern-Schriften 355, Innsbruck 2012) 153–168, hier 154.

gefährlich eingestuft wurde, denn mit ihren Fähigkeiten unterminierte sie die Autorität der kirchlichen Institution.

Im Jahre 1700 erreichte ihr Wirken als gern und oft konsultierte Ansprechperson einen weiteren Höhepunkt. Hueber eröffnete in Brixen eine kleine, überschaubare Mädchenschule. Dieses Bildungsangebot kam gerade jenen zugute, die von den Dom- und Klosterschulen ausgeschlossen waren und sich keine Privatlehrpersonen leisten konnten. Grundsätzlich stufte man eine derartige Einrichtung für Mädchen und noch dazu für arme Bauertöchter im Allgemeinen als überflüssig und gar als schädlich ein, weil man landläufig der Ansicht war, dass Bildung weibliche Eitelkeit fördere. Maria Hueber berief sich auf die Notwendigkeit elementarer Kenntnisse für eine ganzheitliche Formung eines christlichen Menschen und bettete dieses Engagement in einen religiösen Lebensstil ein, denn im Jahre 1701 gründete sie mit einer Gefährtin parallel zur Schule eine franziskanisch geprägte, kontemplativ lebende, aber aktiv tätige Ordensgemeinschaft, die Tertiarschwestern des hl. Franziskus.

Nach dieser kurzen Situierung im kirchenhistorischen Kontext möchte ich das Thema aus drei Perspektiven beleuchten, und zwar im Hinblick auf die Schaffung eines neuen Klostermodells, bezüglich der Konflikte mit den religiösen und politischen Autoritäten wegen ihres kirchenrechtlichen Status, und zuletzt soll aufgezeigt werden, inwiefern Frömmigkeit im Rahmen des persönlichen religiösen Reifungswegs Maria Huebers eine Ressource darstellte.

Das traditionelle klösterliche Leben als Stimulus für das apostolische Wirken – Kloster, Kontemplation und Klausur als Sprungbrett für das Mädchenschulapostolat

In der Auseinandersetzung mit dem innovativen Bildungsangebot für Mädchen aus den unteren Schichten verblüfft das im Jahre 1701 neu geschaffene klösterliche Lebensmodell Maria Huebers und ihrer Schwestern, nämlich ein auf den franziskanischen Werten und auf Elementen des traditionellen Religiosentums basierendes Ordensmodell. Die sogenannten Tertiarrinnen und Tertiaren, Mitglieder des Regulierten Dritten Ordens³ innerhalb der franziskanischen Familie, gab es bereits seit dem Ende des

³ Lázaro IRIARTE, Der Franziskusorden. Handbuch der franziskanischen Ordensgeschichte (Altötting 1984) 338–362.

12. Jahrhunderts – neben den Minderbrüdern als Ersten Orden und den Klarissen als Zweiten Orden – in Italien, den Niederlanden und in Vorderösterreich. Bei den Mitgliedern des Dritten Ordens kann man einen weltlichen und einen regulierten Zweig unterscheiden. Mitglieder des Ersteren lebten in der Welt nach den Idealen des hl. Franziskus (1181/82–1226) und der hl. Klara (1193/94–1253) von Assisi. Vertreter(innen) des Letzteren beobachteten eine klosterähnliche Lebensregel (daher der Name „reguliert“), schlossen sich zu religiösen Gemeinschaften zusammen, übernahmen aber – im Gegensatz zu den Klarissen – keine strenge Klausur.

In Vorderösterreich und in Italien existierten vereinzelt seit dem 13. Jahrhundert und dann endgültig flächendeckend ab dem 15. Jahrhundert blühende Gemeinschaften, aber in Tirol gab es interessanterweise vor Maria Hueber keine einzige aktiv tätige franziskanische Frauengemeinschaft, sondern nur Klarissen. Was zeichnete das Leben dieser franziskanischen Tertiärinnen aus? Die Kleiderkunde⁴ des Filippo Buonanni (1638–1725) von 1710 veranschaulicht eindrücklich die wesentlichen Eckpfeiler dieser Lebensweise: Buße und eremitisches Leben. Hohe gesellschaftliche und kirchliche Anerkennung erhielten die Schwestern auch durch ihr unermüdliches Engagement in sozial-karitativen Wirkungsfeldern.



Abb. 2: Die Tertiärinnen der Frühen Neuzeit in der Kleiderkunde Filippo Buonannis von 1710. Filippo BUONANNI, Ordinum Religiosorum in Ecclesia Militanti Catalogus ... Bd. III (Rom 1710) Abb. 25 und 27 (Bayerische Staatsbibliothek München, 4 H.mon. 69-3, Abb. 25 und 27, urn:nbn:de:bvb:12-bsb10006226-2; Abbildung mit Erlaubnis der Bayerischen Staatsbibliothek).

Das Konzil von Trient (1545–1563) und die nachfolgenden päpstlichen Klausurbullen wie *Circa Pastoralis* (1566) und *Decorum et honestati* (1570) bürdeten allen Ordensfrauen die strenge Klausur auf.

Erst im 19. Jahrhundert ebnete man mit der Anpassung der kirchenrechtlichen Bestimmungen endgültig den Weg für das aktiv tätige weibliche Ordenswesen und leitete einen noch nie dagewesenen Frühling mit dutzenden Kongregationsgründungen ein, deren Schwestern soziale, karitative und pädagogische Institutionen führ-

⁴ Filippo BUONANNI, Ordinum Religiosorum in Ecclesia Militanti Catalogus ... Bd. III (Rom 1710) Abb. 25 und 27.

⁵ Archiv der Tertiarschwestern Brixen (im Folgenden: OSF Bx), Gr. Prot, ERP (1738), 162 Nr. 85. Im Folgenden werden die Quellenzitate buchstabengetreu wiedergegeben.

⁶ OSF Bx, Gr. Prot, ERP (wie Anm. 5), 114 Nr. 6.

⁷ OSF Bx, GS I, Nr. 1 (1701).

ten, welche wegweisend für die Etablierung staatlicher Einrichtungen wurden. Das 17. Jahrhundert sowie das frühe 18. Jahrhundert waren diesbezüglich noch ein ziemlich schwieriges, konfliktbeladenes Terrain, da für Frauen offiziell nur das in strenger Klausur vollzogene Ordensmodell vorgesehen war. Maria Hueber umschiffte dieses Problem in einer bemerkenswert originellen Art und Weise, denn sie kreierte eine im 18. Jahrhundert kirchenrechtlich unzulässige Lebensform, indem sie zwar faktisch eine aktive Ordensgemeinschaft aus der Taufe hob, sich aber gleichzeitig sämtlicher Elemente des traditionellen Religiosentums (Kloster, Kontemplation und Klausur) bediente, ohne die damit zusammenhängenden kirchenrechtlichen Bestimmungen in Kauf zu nehmen. Ihr nachtaten es weitere Tertiarrinnen in Bozen und Kaltern, die autonome Gemeinschaften und Mädchenschulen ins Leben riefen und sich Anfang des 20. Jahrhunderts zur heutigen Kongregation der Tertiarschwestern des hl. Franziskus zusammenschlossen.

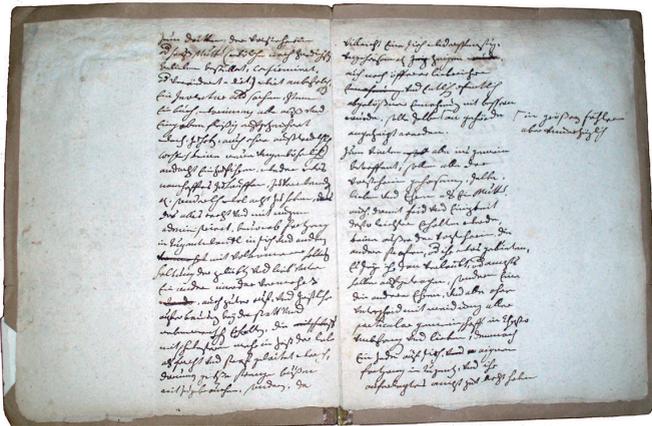


Abb. 3: Die Konstitutionen der Brixner Tertiarrinnen aus dem Jahre 1701 (OSF Bx, GS I, Nr. 1; Foto: Sr. Anna Elisabeth Rifesser).

Das Klostermodell der Brixner Tertiarrinnen fußte auf dem eremitischen Ordensideal. Die Gefährtin Huebers, Regina Pfunner (1668–1709), gab in ihren Memoiren, die sie etwa fünf bis sieben Jahre nach der Gründung verfasste, an, dass sie ein *ainsamb* = *Vnd abgesondertes Leb(en)*⁵ führen wollten und sich *souihl es möglich wahre, der Eitl(en) [Welt] Entzog(en)*⁶ haben. Eine wertvolle Quelle,

um die Rolle von Frömmigkeit und den Stellenwert des klösterlichen Lebens in dieser jungen Gemeinschaft zu verstehen, sind die allerersten Konstitutionen von 1701⁷, die detaillierte Hinweise zum genau durchstrukturierten, kontemplativ-aktiven Tagesablauf geben.

In der Lebensweise orientierten sich die Schwestern an institutionell etablierten, kontemplativ lebenden Frauenklöstern, d. h. sie beteten gemeinsam das volle Stundengebet mit sämtlichen Horen. Aufgrund mangelnder Lateinkenntnisse benutzten sie das Marianum, also die

deutschsprachige Fassung, und beteten täglich den Rosenkranz sowie eine Litanei und setzten zweimal pro Tag eine halbstündige Betrachtung sowie eine Vorbereitung auf dieselbe an. Insgesamt waren täglich fünf Stunden für das gemeinsame Gebet vorgesehen. Noch mehr überrascht aber die Begeisterung für Kontemplation und Mystik sowie die konsequente Umsetzung dieser Ideale im Alltag der kleinen Kommunität, was sich vor allem in der hohen Bedeutung des Stillschweigens ausdrückte. Denn nur eine halbe Stunde nach dem Mittagessen bei der Rekreation und selbstverständlich während der zweistündigen Unterrichtszeit am Nachmittag wurde das ansonsten ganztägig beobachtete Stillschweigen aufgehoben. Darüber hinaus wurde noch zu Lebzeiten der Gründerin eine elastische Klausur eingeführt, d. h. der Ausgang war nur zu Arbeitszwecken und für den Gottesdienstbesuch erlaubt. Die Schwestern fügten außerdem zu ihrem Ordensnamen ein geistliches Attribut an, z. B. erhielt 1703 Sr. Anna Maria Holzegger (1681–1747) den geistlichen Zunamen (*v*)*on den(en) Hl. Engl(en)*⁸, was ein Brauch in streng kontemplativen Orden wie den Klarissen und den Karmelitinnen ist.

Bei diesem umfangreichen Gebetspensum drängt sich fast automatisch die Frage auf, wie die Tertiärinnen die Mädchenschule leiten konnten. Die Schwestern gaben den Unterricht niemals auf und integrierten ihr Apostolat pragmatisch und geschickt in ihr kontemplatives Leben. Auf dem Stundenplan standen folgende Unterrichtsfächer: Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion und das Fach „Feine Handarbeiten“. Letzteres, in dessen Rahmen die Schülerinnen stricken, sticken, nähen, flicken u. a. lernten, verdient besondere Aufmerksamkeit. Durch diese Kompetenzen konnten die Mädchen später als Näherinnen arbeiten und so selbst für ihren Lebensunterhalt aufkommen, was ihnen finanzielle und emotionale Unabhängigkeit bot. Maria Hueber und Regina Pfurner vermittelten den Wert existenzieller Autonomie nicht nur theoretisch, sondern auch ganz praktisch. Denn neben dem täglichen kostenlosen zweistündigen Unterricht fertigten sie liturgische Gewänder sowie feine Nadel- und Klosterarbeiten an und sicherten sich so ihr finanzielles Auskommen.

Im Kloster der Tertiarschwestern in Brixen gibt es einen verschütteten und erst jüngst freigelegten Kellerraum

⁸ OSF Bx, Gr. Prot (wie Anm. 5), 199.



Abb. 4: „Zelle des Ursprungs“
(historischer Kellerraum im Tertiarkloster
Brixen aus dem 18. Jahrhundert;
Foto: Sr. Anna Elisabeth Rifesser).



Abb. 5: Historische Klosterarbeit
der Brixner Tertiariinnen aus dem
frühen 19. Jahrhundert aus der
„Zelle des Ursprungs“ (Schau-
raum im Tertiarkloster Brixen;
Foto: Sr. Anna Elisabeth Rifesser).

aus dem 18. Jahrhundert, der zum ursprünglichen Haus Maria Huebers und ihrer Schwestern gehörte. Nachdem der Fluss Eisack im 19. Jahrhundert mehrmals über die Ufer getreten war und die umliegenden Keller überflutet hatte, fehlten wohl die finanziellen Mittel, den Raum freizulegen und zu säubern, woraufhin man ihn als Mülldepot benutzte. Erhalten sind Scherben aus Keramik, Glas, Ton, kleine Krüge und Schüsseln sowie einige Drahtgeflechte, sogenannte Klosterarbeiten, darunter auch eine erstaunlich gut erhaltene formidable Filigranarbeit, auf der sich durch Korrosion Grünspan gebildet hat.

Ihre Identität als klösterlich-klausuriert lebende Tertiariinnen haben die Schwestern auch nach außen hin klar kommuniziert und durch bauliche Akzente, klösterliche Zeichen, Kleidungsstücke etc. inszeniert. So wurden sie z. B. trotz öffentlich zugänglicher und autonom geführter

Mädchenschule vom Stadtrat als *moniales tertiariae*⁹, als *Tertiar-Nonnen* bezeichnet. Das deutet unmissverständlich auf ihre kontemplative Lebensgestaltung hin, die durchaus auch von den zuständigen stadtpolitischen und diözesanen Autoritäten wahrgenommen wurde. Ihre auf Gebet, Arbeit, Gemeinschaft und Innerlichkeit fokussierte Tagesordnung mit dem regelmäßigen Wechsel von Alleinsein und sozialer Interaktion in der Schule und in der Kommunität war der emsige Versuch, die Beziehung zu Gott als oberste Priorität des Lebens zu installieren und weder die Kontemplation noch die Aktion absolut zu set-

⁹ Im Original steht *tertiariä*.
Diözesanarchiv Brixen (im Folgenden: DA Bx), DKP Nr. XX, 435
Pkt. 1 (21.06.1707).

zen. Es ist also klar ersichtlich, dass die Schwestern die durch klösterliche Regeln klar vorgegebenen Zeiten und Räume des Schweigens und des Gebets nicht aus reinem Leistungs- und Pflichtbewusstsein beobachteten, sondern sie als lebensfördernde und nährenden Ressourcen nutzten. Feste Gebetsübungen und entsprechende manuelle, in Stille ausgeführte Tätigkeiten förderten die meditative Reflexion und die lebendige Beziehung zu Gott. Diese Introspektion sollte aber darüber hinaus auch das aktive Apostolat, den Unterricht der Mädchen sowie die pädagogischen Bemühungen der Schwestern anregen und gleichzeitig das Leben im Kloster mit neuen Impulsen beleben.

Maßgeblich im Zusammenhang mit der Schaffung dieses eigenwilligen, innovativen Ordenskonzpts war die zölibatäre Lebensweise der Tertiärinnen auf der Basis des Virginitätsideals¹⁰. Der Umstand, dass sie auf eine Partnerschaft und Ehe verzichteten, sich bewusst Jesus Christus als Bräutigam erwählten und ihm sich selbst und ihr ganzes Sein schenkten, bestärkte sie in der tiefen Überzeugung, dass Gott sie zu dieser Lebensform berufen habe und ihnen durch seinen Heiligen Geist Gnade, Heiligkeit, das notwendige Unterscheidungsvermögen und Weisheit schenke. Die Schwestern, die nahezu alle aus bäuerlichen Verhältnissen stammten und weder auf eine pädagogische, noch eine religiöse Ausbildung und entsprechende Kompetenzen zurückgreifen konnten, hatten gerade im Hinblick auf ihr Klostermodell sehr klare Vorstellungen und schöpften aus den jahrhundertlang tradierten Idealen des traditionellen Ordenslebens Kraft und Mut.

Gerade diese Durchsetzungsfähigkeit und die tiefe Überzeugung von der Sinnhaftigkeit ihrer Lebensweise benötigten sie ganz dringend. Denn sie widersetzten sich selbstbewusst den diözesanen und stadtpolitischen Autoritäten, welche die Tertiärinnen für ihre eigenen Interessen instrumentalisieren und sie in traditionelle Rollenbilder drängen wollten. Deutlich wird, dass die Frauen eigenständig eine – auf ihre spirituellen Bedürfnisse zugeschnittene – Lebensweise konzipierten und dafür teils auf wirkmächtige, religiöse Zeichen, Ideale und Normen zurückgriffen, teils aber einengende klösterliche Vorschriften ablehnten und sich genügend Handlungsspiel-

¹⁰ Anne CONRAD, Ordensfrauen ohne Klausur? Die katholische Frauenbewegung an der Wende zum 17. Jahrhundert, in: *Feministische Studien* 5,1 (1986) 31–45, hier 35f.

räume für individuelle Anpassungen sichern wollten. Die Schwestern versuchten in jahrelangen Machtkämpfen und teils vehementen Konflikten mit dem Stadtrat, den jeweiligen Bischöfen und anderen zuständigen Autoritäten ihre Identität und den, aufgrund des unklaren Rollenbilds prekären kirchenrechtlichen Status zu klären und auszuhandeln, wobei sich ihr geistliches Leben und ihre Frömmigkeit als Kraftressourcen entpuppten, um diesen Befehlsgewalten die Stirn zu bieten.

Intrinsisch motivierte Frömmigkeit als Ressource für Machtkämpfe und Konflikte mit diözesanen und stadtpolitischen Autoritäten bei der Klärung des kirchenrechtlichen Status am Beispiel der Ordenstracht, der Konstitutionen und der Gelübde

Auch wenn die franziskanischen Tertiärinnen ordensrechtlich keine vollwertigen Nonnen waren, genossen sie seit dem Spätmittelalter eine hohe Wertschätzung vonseiten der Kirche, die sie mit zahlreichen Privilegien bedachte, etwa die Befreiung vom weltlichen Gericht, die Errichtung eines hauseigenen Oratoriums oder den schwarzen Schleier, der üblicherweise nur Mitgliedern traditioneller (klausurierter) Frauenorden vorbehalten war. Die Brixner Schwestern scheuten keinerlei Mühen, gerade diese Sondererlaubnisse für sich geltend zu machen, auch wenn sie dafür jahrzehntelange, zähe und mühevollere Machtkämpfe mit den Stadträten und den jeweiligen Bischöfen in Kauf nehmen mussten. Dies betrifft vor allem die Eucharistiefeyer in der klosterinternen Hauskapelle, die Befreiung vom weltlichen Gericht und den Religiösen-Status. Der Bischof und die Stadträte antworteten auf diese Forderungen mit Schikanen und Unterdrückungsversuchen. Beispielsweise verweigerten sie den Tertiärinnen die Baulizenz, als diese ein zweites Haus ankaufen wollten.¹¹ Darüber hinaus zwang der Ordinarius die Schwestern, einem rigiden „Numerus clausus“¹² zuzustimmen, d. h. es gab eine Zulassungsbeschränkung von sieben Schwestern. Ein neues Mitglied durfte erst dann aufgenommen werden, wenn ein anderes starb. Auf diese Weise hielt man die Gemeinschaft nur leicht über dem Existenzminimum und unterband eine zu rasche Ausbreitung.

Was veranlasste die Brixner Schwestern dazu, solche kräftezehrenden Kämpfe auszufechten und derartige Nach-

¹¹ Exemplarisch: DA Bx, HRP 66, 163f (19.02.1707) und 174f (05.03.1707); DA Bx, DKP Nr. XX (wie Anm. 9), 435 Pkt. 1 (21.06.1707).

¹² OSF Bx, GS II, Nr. 10 (09.03.1715).

teile für religiöse Privilegien, die eigentlich nur auf dem Papier bestanden und wenige konkrete Auswirkungen hatten, in Kauf zu nehmen? Klar ist, dass die Frauen den äußeren Zeichen, welche die Zugehörigkeit zum Dritten Orden und zum Religiosentum ausdrückten, eine sehr große Bedeutung zumaßen und sie als identitätsstiftende und -stabilisierende Ressourcen für ihre persönlichen Suchprozesse und Konsolidierungsversuche als kleine Frauengemeinschaft ohne Mitglieder mit Erfahrung im klösterlichen Leben nutzten. Sie wollten nicht nur in ihren eigenen vier Wänden ein traditionelles Ordensmodell mithilfe individuell angepasster Regeln verwirklichen. Vielmehr war es ihnen wichtig, als geistliche Frauen, als franziskanische Religiösen in der Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden. Darüber hinaus erkämpften sich die Tertiärinnen selbstbewusst und strategisch klug die entsprechenden Sondererlaubnisse, indem sie sehr geschickt, oftmals heimlich, sukzessive und über Jahre hinweg ein Privileg nach dem anderen eigenmächtig und ohne entsprechende Erlaubnis einführten und anschließend für sich beanspruchten. Anhand dreier Beispiele möchte ich Ihnen diese Taktik näherbringen, und zwar im Hinblick auf die Ordenstracht, die Konstitutionen und die Gelübde. Zwischen 1701 und 1706 trugen sie das franziskanische Cingulum, also den weißen Gürtel mit den drei Knoten, einfach unter den Kleidern. Ab 1706 gingen sie dazu über, ihn stets sichtbar um die Taille zu binden, bis sie schlussendlich 1719 die bischöfliche Erlaubnis erwirkten, das blaue bzw. graue Ordenskleid der Tertiärinnen samt Skapulier, Cingulum, weißem Schleier und einer Art Kopfhülle tragen zu dürfen.¹³ Eine rein äußere Zugehörigkeit zum franziskanischen Regulierten Dritten Orden und der – durch sichtbare Zeichen unverkennbar inszenierte – Status als Religiöse sowie als Gott geweihte und durch Lebensweise, Gebet und Klausur dem weltlichen Leben entrobene Schwestern genügte ihnen allerdings nicht. 1724 legten sie dem Provinzkapitel der Franziskaner, dem sie aufgrund der beanspruchten geistlichen Begleitung untergeordnet waren, neue, stark von klösterlichen Idealen geprägte Statuten¹⁴ vor, die kritisch beäugt wurden. Die Minderbrüder unterstellten den Tertiärinnen, dass sie *nach religiöser Art*¹⁵, also eben wie Nonnen, leben wollten, und entzogen sich der Verantwortung, indem

¹³ OSF Bx, Gr. Prot (wie Anm. 5), 200–203.

¹⁴ Die Statuten wurden vom Franziskaner P. Johann Evangelist Aichberger (1654–1717) vermutlich zwischen 1708 und 1717 handschriftlich verfasst, aber erst 1724 dem Provinzkapitel vorgelegt, sodass sich 1724 als Datierung eingebürgert hat. OSF Bx, Museum, STAT 1724 Bx (1724).

¹⁵ Provinzarchiv der Franziskaner Hall in Tirol (im Folgenden: OFM Hall), 3/40-C-1137 (1724).

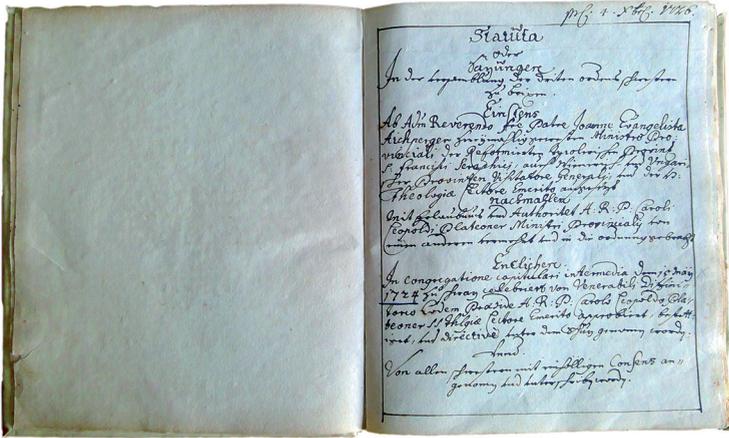


Abb. 6: Die „Aichberger-Konstitutionen“ der Brixner Tertiarschwester (OSF Bx, Museum, STAT 1724 Bx; Foto: Sr. Anna Elisabeth Rifesser).

sie argumentierten, nicht die Vollmacht für eine kirchliche Approbation zu besitzen. Diese wurde letzten Endes auch vom Hofrat, dem bischöflichen Beratungsgremium, verweigert.¹⁶ Es ist je-

doch nicht unwahrscheinlich, dass die Brixner Schwestern klosterintern zwar die älteren Satzungen für die Tischlegung verwendeten, aber dennoch – trotz fehlender Gutheißung – die neuen Konstitutionen beobachteten. Dieselbe Taktik verwendeten sie bei der Ablegung der drei Gelübde (Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit) im Rahmen einer festlich zelebrierten Profess, die kirchenrechtlich nur Nonnen und Mönchen, d. h. Mitgliedern approbierter Orden vorbehalten war. Hierbei entschieden sich die Tertiärinnen für eine Verschleierungs- bzw. Bagatellisierungspraxis. In der Gelübdeformel verwendete man nämlich anstelle des Terminus „ewig“ den Begriff *auf so lang sye sichwohlhalt(en)*¹⁷. Da die Betreffende zum Zeitpunkt der Professablegung selbstverständlich die Intention hatte, die Versprechen ihr ganzes Leben lang zu beobachten, handelte es sich um ein evidentes Synonym. Zudem entschieden sich die Tertiärinnen – in Anlehnung an die Klarissen, die sich durch ein viertes Gelübde zur ewigen Klausur bekannten – für eine freiere Interpretation, indem sie sich mit einem eigenen Stabilitätsgelübde zur *beständigkeit des orths*¹⁸, d. h. zum Verbleib in der Gemeinschaft verpflichteten. Während sie in den bischöflichen Visitationsgesprächen¹⁹ unisono betonten, nur drei Versprechen zu halten, verraten die Konstitutionen²⁰ sowie die Chronikeinträge der Franziskaner²¹, welche die Profess entgegennahmen, ganz klar die Verpflichtung zu vier Gelübden. Als der Bischof 1729 Kenntnis von dieser großzügigen Handhabung der Bestimmungen bekam und sämtliche Feiern untersagte, verlegte man die Zeremonie kurzerhand in

¹⁶ DA Bx, KPR (1727), 775f Pkt. 2 (04.12.1726).

¹⁷ DA Bx, KA, Lade Tertiären, Vis Nr. 2 (1728) (Aussage von Sr. Maria Franziska Antonia Sellauer).

¹⁸ OSF Bx, Museum, STAT 1724 Bx (wie Anm. 14), 20.

¹⁹ DA Bx, KA, Lade Tertiären, Vis Nr. 2 (wie Anm. 17) passim.

²⁰ OSF Bx, Museum, STAT (1708), 22^v; STAT 1724 Bx (wie Anm. 14), 20–23.

²¹ Archiv der Franziskaner Brixen (im Folgenden: OFM Bx), CHR II, 110 (11.02.1727).

die Sakristei und gab als Grund für die scharfe Reaktion des Ordinarius an, dass dieser nur falsch informiert worden sei.²²

²² OFM Bx, CHR II (wie Anm. 21), 120f (01.01.1729).

Sichtbar wird bei diesen mühsamen Verhandlungen mit den übergeordneten diözesanen und stadtpolitischen Autoritäten, dass die Frauen autonom und teils ohne männliche Protektion ihre kirchenrechtliche Stellung als klösterlich lebende Tertiarrinnen aushandelten, dabei sämtliche Grauzonen nutzten, um sich Privilegien zu sichern, und für ihren intrinsisch motivierten Wunsch, neben der Schultätigkeit ein traditionelles kontemplatives Leben zu führen, viele Nachteile in Kauf nahmen. Ihre religiös fundierten Bestrebungen waren ihnen dabei Hindernis und Stütze zugleich. Denn einerseits mussten sie ihre Lebensweise stets aufs Neue verteidigen und institutionell absichern. Andererseits förderten und stützten die geistlichen Ideale und Affinitäten ihr Selbstbewusstsein sowie ihre Konfliktbereitschaft und motivierten sie, z. B. für den Religiösen-Status oder das Ordenskleid zu kämpfen. Die Schwestern sahen in diesen Zeichen keineswegs überholte oder nebensächliche Äußerlichkeiten, sondern sie wiesen ihnen hohe Symbolkraft zu und nutzten sie als bedeutende persönliche und kollektiv wirkmächtige Ressourcen, um ihre Identität als kontemplativ-aktive Tertiarrinnen zu konstituieren und auf der Basis dieser Zeichen ein klares Profil als klösterlich lebende und gesellschaftlich tätige, franziskanische Schwestern zu etablieren. In der Überzeugung, von Gott zu dieser Lebensform berufen worden zu sein, fanden sie Kraft und Mut, energisch und selbstbewusst Machtkämpfe und Konflikte mit den diözesanen und stadtpolitischen Autoritäten zu bewältigen und trotz Schikanen und Suppressionsversuchen letzten Endes, meistens nach jahre- und jahrzehntelangen Verhandlungen, in den Genuss der von ihnen geforderten Privilegien zu gelangen.

Frömmigkeit als Ressource, um psycho-religiöse Krisen zu meistern und inneren Frieden zu finden:
der Reifungsweg Maria Huebers am Beispiel der
Jesuskind-Mystik

Ein wesentlicher Faktor in diesem Beziehungsnetz Maria Huebers und der Tertiarrinnen war neben den adeligen Frauen, welche sie finanziell und ideell unterstützten, und den Franziskanern als geistliche Begleiter eine dritte Au-

toritätsperson, nämlich das „Gnadenkindlein“, eine von Hueber verehrte und himmlische Gnaden schenkende Jesuskind-Statuette. Dieses Objekt wurde in der Drittordensgemeinschaft in Ehren gehalten und stellte (vor allem für viele Frauen Brixens) einen wichtigen Zufluchtsort dar. Derartige Sujets hatte man seit der Frühen Neuzeit angehenden Ordensfrauen und Bräuten im Rahmen des Initiationsritus geschenkt. Sie wurden in der klösterlichen Zelle altarartig inszeniert und bildeten das Zentrum einer aufwendigen Verehrungskultur, die das Umkleiden, vertrauliche Gespräche, vielfältige Riten und das berühmte „Kindleinwiegen“ umfasste. Die kleine Collage mit ausgewählten Jesuskind-Statuen des 17. und 18. Jahrhunderts aus Tiroler Frauenklöstern im Umkreis Maria Huebers vermittelt einen faszinierenden Einblick in diese kreative und sinnliche Devotionspraxis. In der obersten Reihe sehen Sie das entkleidete Gnadenkindlein sowie in der untersten Reihe rechts eine weitere Statue, die von Maria Hueber verehrt wurde. Letztere war ein Geschenk der Innsbrucker Servitinnen zum Zeichen der Dankbarkeit für ihre prophetischen Vorhersagen. Die beiden liegenden Exemplare aus dem frühen 17. Jahrhundert stammen ebenfalls

Abb. 7: Jesuskind-Statuen der Brixner Tertiarschwwestern, der Innsbrucker Servitinnen und der Brixner Klarissen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Die Erstveröffentlichung dieser Fotos erfolgte in der Dissertation der Autorin, die 2019 im Aschendorff-Verlag erschienen ist: RIFESER, Frömmigkeitskultur (wie Anm. 1), 560, 562–566, 568, 604, 606, 611–614.

(Fotos: Sr. Anna Elisabeth Rifesser).



aus dem servitanischen Kloster und zählen zum Besitz der Anna Caterina Gonzaga (1566–1621), Prinzessin von Mantua und Montferrat, Ehefrau von Erzherzog Ferdinand II. von Österreich und Gründerin der Innsbrucker Servitinnen. Die ersten vier Exemplare in der untersten Reihe gehören dem Brixner Klarissenkloster und stammen aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Maria Hueber bezeugte in ihren erhaltenen Briefen²³ u. a. mystische Erlebnisse mit dem Gnadenkind, wonach es seine beiden Arme um ihren Hals geschlungen und ihr aus Übermut ein blaues Auge verpasst habe. Sie sah sich als Dienstmagd des menschgewordenen Gottes und

²³ OSF Bx, GS I, Nr. 3: BMH 1–5 (1701–1703).

wollte ihm aus Liebe alle Wünsche erfüllen. Eine bemerkenswerte Episode veranschaulicht, wie diese Jesuskind-Beziehung sie zu menschlicher Reife führte. Die Mystikerin war einmal aufgrund teuflischer Anfechtungen in großer seelischer Not und innerer Verzweiflung und wollte ihren geistlichen Begleiter sprechen. Dieser gab ihr unmissverständlich zu verstehen, dass er momentan keine Zeit für sie habe. Maria Hueber wandte sich daher weinend und völlig aufgelöst zum Objekt und kniete sich vor diesem hin. Das Jesuskind fragte sie dann, was es ihr tun solle. Sie bat darum, den göttlichen Willen zu erkennen und zu vollziehen, woraufhin sie die Worte hörte: *So empfange meinen Segen.*²⁴ Daraufhin fühlte sie sich an Leib und Seele gesund und wurde fortan nicht mehr von bösen Geistern bedrängt. In dieser Episode empfing sie also weder eine Handlungsanweisung noch eine Offenbarung himmlischer Wahrheiten, sondern den göttlichen Segen, den sie vorher indirekt von ihrem Beichtvater erbeten hatte. Die Heilung ihres psychisch und physisch angeschlagenen Zustands sowie das Gefühl großer innerer Ruhe waren Begleiterscheinungen dieser Gotteserfahrung. Klar ist auch, dass ihre tiefe Beziehung zum Jesuskindlein ihr half, die Enttäuschung über ihren geistlichen Begleiter zu verkraften und zu neuer ganzheitlicher Integrität und Stabilität zu gelangen. Das Gnadenkind war in Maria Huebers Beziehungsgefüge eine feste Bezugsperson, mit der sie über ihre Sorgen und Anliegen sprechen und von der sie Weisung, Trost und Liebe erhalten konnte. Natürlich substituierte Jesus keineswegs ihre menschlichen Beziehungen, sondern ergänzte diese. Insofern war die Verehrung des materiellen Objektes eine Ressource für die Bewältigung ihres Alltags und für die Gestaltung ihres inneren, oftmals mit großem seelischem Schmerz verbundenen Reifungswegs. Ihre Frömmigkeit befähigte sie, psycho-religiöse Krisen zu meistern und inneren Frieden zu finden.

Fazit

In den vorangegangenen Ausführungen wurde nach einer Hinführung zu Maria Hueber als Gründerin der Brixner Tertiarschwestern und als Tiroler Mädchenschulpionierin ihr innovatives kontemplatives Ordensmodell vorgestellt, das auf den Säulen Kloster, Klausur und Kontemplation beruhte. Deutlich sichtbar ist, dass dieses an die traditi-

²⁴ Im Original steht: (S)o Endt Pfange Mein(en) sägen. OSF Bx, GS I, Nr. 3: BMH 2 (wie Anm. 23) (04.12.1701?).

onellen Werte des Ordenslebens angelehnte Klosterkonzept nicht als Selbstzweck fungierte, sondern eine Ressource sowie einen Stimulus für ihr apostolisches Wirken darstellte. Es bildete sozusagen das Sprungbrett für den Einsatz in der Mädchenschule.

Im Anschluss daran standen die Konflikte mit den diözesanen und stadtpolitischen Autoritäten im Zentrum. Die Tertiärinnen mussten harte Kämpfe ausstehen und ihren kirchenrechtlichen Status erst mit den zuständigen Parteien aushandeln. Am Beispiel der Ordenstracht, der Konstitutionen und der Gelübde lässt sich ablesen, dass ihre Frömmigkeit eine Ressource darstellte, um diese Machtkämpfe zu bestehen. Insbesondere ihre zölibatäre Lebensweise vermittelte ihnen Selbststand und Selbstbewusstsein. Die Quellen bezeugen, dass sich die Schwestern nicht in Rollenbilder drängen ließen und diplomatisch, klug und langfristig erfolgreich agierten, um ihre Interessen durchzusetzen und ihre Ziele zu erreichen.

Zuletzt beschäftigten wir uns mit der Jesuskind-Verehrung. Anhand der Jesuskind-Mystik Maria Huebers versuchte ich aufzuzeigen, dass der spielerische, individuelle und ganz persönliche Umgang mit der Statue der Mystikerin half, große seelische Nöte und Krisen zu meistern und inneren Frieden und echtes Wohlbefinden zu erlangen.

Sr. Anna Elisabeth Rifesser OSF studierte Fachtheologie in Graz und trat im Anschluss daran in die Kongregation der Tertiarschwestern des hl. Franziskus in Brixen ein, wo sie 2018 ihre ewige Profess ablegte. Sie ist promovierte Kirchenhistorikerin und war u. a. als Religionslehrerin am Maria-Hueber-Gymnasium Bozen sowie als Lehrstuhlvertreterin an der Goethe-Universität Frankfurt am Main tätig.

Ihr wissenschaftliches Interesse gilt den Frauengemeinschaften und der klösterlichen Spiritualität. In Publikationen und Vorträgen zu Maria Hueber, den Tertiarschwestern und zur Mystik ist sie darum bemüht, historische Frömmigkeitsformen zu plausibilisieren.

Kontakt: sr.anna.elisabeth@tertiarschwestern.it

Anhand dieser Ausführungen ist hoffentlich deutlich geworden, wie und warum Frömmigkeit für Maria Hueber und ihre Schwestern eine Ressource darstellte. Es gilt auch heute, in unserer Zeit die Kraft, die in der Spiritualität, in einer tiefen Gottesbeziehung und im Gemeinschaftsleben liegt, zu heben. Selbstverständlich ist es nicht ratsam, dieses Klostermodell aus dem 18. Jahrhundert einfach zu kopieren, aber wir können durchaus Impulse daraus mitnehmen und in unserem persönlichen Leben umsetzen. Denn die Authentizität unseres Ordenslebens heute und in Zukunft wird daran hängen, ob wir imstande sind, das spirituelle Erbe einer Gemeinschaft in der Tiefe zu verstehen und das Potenzial der Frömmigkeit, das Maria Hueber und andere Gründungspersönlichkeiten beseelte, in unserem konkreten Leben und Glauben zu realisieren und von diesem Potenzial zu zehren.

DIÖZESAN- UND ORDENSARCHIVE IN ÖSTERREICH

Aktuelle Herausforderungen bei der Zusammenarbeit

Christine Gigler

1. EINLEITUNG

Am Beginn dieses Beitrags steht eine knappe Übersicht über die Struktur der kirchlichen (katholischen) Archive in Österreich, woran sich ein summarischer Abriss über die rechtlichen Grundlagen derselben anschließt. Im Hauptteil wird ein Blick auf die gegenwärtigen Ausprägungen von Zusammenarbeit zwischen Diözesan- und Ordensarchiven geworfen. In diesem Kontext werden einerseits die Ergebnisse einer Umfrage vorgestellt, die zu diesem Themenkomplex durchgeführt wurde, andererseits wird exemplarisch auf die Herausforderung der Kooperation bei der digitalen Archivierung eingegangen. Abschließend wird eine kurze Zusammenfassung vorgenommen.

2. NEUN DIÖZESANARCHIVE – VIELERLEI ORDENSARCHIVE

Die römisch-katholische Kirche in Österreich gliedert sich in die beiden Kirchenprovinzen Salzburg und Wien, die gemeinsam neun Diözesen und ein Militärordinariat (gegründet 1986) umfassen. In jeder der neun Diözesen besteht als eine Einrichtung der Diözesanverwaltung ein eigenes Archiv, das in der Regel dem (erz-)bischöflichen Ordinariat und hier im Besonderen der Ordinariatskanzlerin/dem Ordinariatskanzler untersteht. Hinzu kommen das Archiv des Militärordinariats sowie jenes der Österreichischen Bischofskonferenz.¹ Die unterschiedliche historische Entwicklung der österreichischen Diözesen spiegelt sich auch in der Struktur, dem Umfang und den Beständen der Diözesanarchive wider. Während die Archive der ältesten Diözesen (Salzburg, Graz-Seckau, Gurk, Wien) ihre Anfän-

¹ Für die Übersicht über die österreichischen Diözesanarchive siehe das Portal der kirchlichen Archive im Internet: <https://www.kirchenarchive.at> [Zugriff: 29.7.2021].

² Heidemarie BACHHOFER und Karl KOLLERMANN, Das Diözesanarchiv St. Pölten, in: Petr ELBEL (Hg.), Österreichische Archive: Geschichte und Gegenwart (Opera Facultatis philosophicae Universitatis Masarykianae 498, Brno 2019) 447–467, hier 447–452; Thomas AIGNER, Das Diözesanarchiv St. Pölten – Aufgaben und Bestände, in: Das Waldviertel 46 (1997) 217–225, hier 217 f.; Gerhard WINNER, Das Diözesanarchiv St. Pölten. Behörden und Institutionen. Ihre Geschichte und Bestände (St. Pölten 1962) 11–19; DERS., Das Diözesanarchiv St. Pölten. Organisation, Aufbau, Bestände, in: Österreichisches Archiv für Kirchenrecht 16 (1965) 209–218, hier 210 f.; Klaus BIRNGRUBER, Das erste Linzer Diözesanarchiv – kommentierte Chronologie eines Versuchs, in: DERS., Magdalena EGGER und Christina GAGGL (Hg.), Linzer Diözesangeschichte 1885–1908 (Neues Archiv für die Geschichte der Diözese Linz 21, Linz 2018) 109–134; Johannes EBNER, Das Ordinariatsarchiv Linz. Ein Beitrag zur Geschichte des Archivwesens der Diözese Linz, in: Neues Archiv für die Geschichte der Diözese Linz 2 (1982/1983) 89–108, hier 89 f.; Annemarie FENZL, Kirchliche Archive in Wien – Aufgaben und Probleme, in: Scrinium 19 (1978) 26–47, hier 32 f.; Karel MENHART, Das Archiv der Diözese Feldkirch, in: Scrinium 11 (1974) 3–21, hier 6 f.; Matthias PERSTLING, Archiv und Bibliothek der Diözese Graz-Seckau, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 45/46 (2016) 187–201; Norbert MÜLLER, Das Archiv der Diözese Graz-Seckau, in: Robert F. HAUSMANN (Hg.), Festgabe für em. Univ.-Prof. Hofrat Dr. Othmar Pickl zum 80. Geburtstag (Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark 9, Graz 2007) 157–162, hier 157–159; Ernst WENISCH, Zur Geschichte des Salzburger Konsistoriums und seines Archivs, in: MGSL 105 (1965) 153–174, hier 154–159; zu Gurk-Klagenfurt und Innsbruck siehe Hans Peter ZELFEL, Aus der Arbeit der Diözesanarchive Österreichs, in: Scrinium 15 (1976) 35–49, hier 39–41; Johannes EBNER, Die aktuelle Situation der Diözesanarchive in Österreich, in: Scrinium 56 (2002) 46–51, hier 47 f.; allgemein zum kirchlichen Archivwesen: Christine M. GIGLER, Das Archivwesen der katholischen Kirche in Österreich. Aktuelle Entwicklungen und künftige Herausforderungen, in: Barbara FELSNER, Christine TROPPER und Thomas ZELOTH (Hg.), Archivwissen schafft Geschichte. Festschrift für Wilhelm Wadl zum 60. Geburtstag (Klagenfurt am Wörthersee 2014) 47–62;

ge schon im Mittelalter sehen – wobei natürlich von Archiveinrichtungen im heutigen Sinn nicht gesprochen werden kann –, setzt die Einrichtung der Archive der übrigen Bistümer nicht vor deren Entstehung an.² Festzustellen ist auch, dass die Verbindung zwischen der Registratur und dem Archiv in den bischöflichen Konsistorial- bzw. Ordinariatskanzleien bis zum Ende des 19. Jahrhunderts sehr eng war. In Salzburg z. B. scheint Domkapitular Karl Harl (1772–1856) im Personalstand von 1835 zum ersten Mal als *Consistorial-Archivar* auf; davor war er jahrelang als Registrar geführt worden.³ In St. Pölten wurde 1892 der erste Konsistorialarchivar ernannt. Als selbständige Abteilung wurde das Archiv aber erst 1961 institutionalisiert.⁴ Formal hatte Linz das erste Diözesanarchiv – gegründet 1902 –, das als solches jedoch nur ein paar Jahre bestand, da es zunächst wieder mit der Registratur vereinigt wurde. Erst in den 1970er-Jahren wurde das Diözesanarchiv als eigenständige Institution eingerichtet.⁵

Hinsichtlich des Personalstands sind die österreichischen Diözesanarchive kleine oder sogar sehr kleine Einrichtungen. Im Durchschnitt sind dort drei bis vier Personen fix beschäftigt, was allerdings nicht unbedingt gleich vielen Vollzeitäquivalenten entspricht. Im Archiv der Erzdiözese Salzburg, jenem Diözesanarchiv, das am meisten Personal aufweist, sind zur Zeit zwölf Mitarbeiter*innen tätig, insgesamt kommt man aber auch hier lediglich auf achteinhalb Vollzeitäquivalente. Und selbst davon sind nur drei Archivar*innen im engeren Sinn. Die anderen Dienstposten entfallen auf Bibliothek, Restaurierung, Repro-Stelle und Sekretariat.⁶

Dieser recht homogenen Gruppe und überschaubaren Anzahl an Diözesanarchiven steht eine vielfältige Ordensarchivlandschaft gegenüber. In Österreich bestehen knapp 200 Ordensgemeinschaften in etwa 800 Klöstern und Ordenshäusern.⁷ Zwar kann man davon ausgehen, dass in den meisten Gemeinschaften Hausarchive mit historischen Überlieferungen vorhanden sind, Archive im eigentlichen Sinn sind laut Helga Penz bei rund 70 Ordenshäusern eingerichtet, wobei die Archive der 30 Stifte besonders hervorzuheben sind, da sie über außergewöhnlich umfangreiche historische Bestände verfügen.⁸ Aufgrund der aktuellen Lage der Orden, die durch sinken-

de Mitgliederzahlen und die Zusammenlegung von Provinzen gekennzeichnet ist, entstehen mittlerweile neue Zentralarchive einzelner Orden in Österreich, aber auch außerhalb.⁹ Neue Gemeinschaften übernehmen Klosterbauten, die von älteren Orden aufgegeben werden, und führen mitunter deren Archive weiter. Hinsichtlich des Personals sind die Ordensarchive meist noch schlechter ausgestattet als die Diözesanarchive. Oft ist es nur eine Person, die sich – manches Mal noch dazu nebenamtlich – um das Archiv kümmern kann. So gesehen sind auch die Ordensarchive kleine bis Kleinstarchive.

2. SAME SAME BUT DIFFERENT – Rechtsgrundlagen der Diözesanarchive und der Ordensarchive im Vergleich

Als Rechtspersönlichkeit regelt die katholische Kirche ihre inneren Angelegenheiten selbständig und somit auch ihr Archivwesen. Dabei sind sowohl gesamtkirchliche Normen in Bezug auf das Archivwesen zu beachten als auch partikularrechtliche Bestimmungen. An erster Stelle ist der CIC von 1983 zu erwähnen. Er enthält einige Anordnungen zum kirchlichen Archivwesen. Sie sind vor allem im Kontext der bischöflichen Kurie formuliert (can. 486–491), wobei diese Normen nicht immer exakt zwischen dem (historischen) Archiv und der (aktuellen) Registratur unterscheiden.¹⁰ Die Canones 486 § 1, Abschnitt 2 und 491 §§ 1–3 bilden die kirchenrechtliche Grundlage für die Einrichtung von Diözesan- und Pfarrarchiven, deren Bestände sorgfältig zu verwahren und zu erschließen sind. Die Verantwortung dafür ist den Bischöfen übertragen, die in weiterer Folge partikularrechtliche Bestimmungen für die Benutzung dieser Archive erlassen sollen. Die verpflichtende Etablierung von Pfarrarchiven hat das Kirchenrecht nochmals in einem eigenen Canon (can. 535 §§ 1–4) ausdrücklich bestimmt.

Von weiterer grundsätzlicher Bedeutung für das kirchliche Archivwesen ist das Schreiben der Päpstlichen Kommission für die Kulturgüter der Kirche vom 2. Februar 1997 mit dem Titel: „Die pastorale Funktion der kirchlichen Archive“. Rechtlich gesehen handelt es sich um eine an die Bischöfe adressierte kirchliche Verwaltungsverordnung

Peter G. TROPPER, *Kirchliche Archive in Österreich*, in: *Carinthia* 1 189 (1999) 545–558, und DERS., *Zum kirchlichen Archivwesen in Österreich*, in: *Scrinium* 54 (2000), 455–463; Michael HOCHEDLINGER, *Österreichische Archivgeschichte. Vom Spätmittelalter bis zum Ende des Papierzeitalters (Historische Hilfswissenschaften)*, hg. v. A. SCHARER, G. SCHEIBELREITER und A. SCHWARCZ, Wien–München 2013) 278–281.

³ Personalstand der Säkular- und Regular-Geistlichkeit des Erzbistums Salzburg [...]. In: *Dem Jahre 1835 (Salzburg o. J.)* 6.

⁴ WINNER, *Organisation* (wie Anm. 2) 210.

⁵ EBNER, *Ordinariatsarchiv* (wie Anm. 2) 90–92.

⁶ <https://www.eds.at/archiv/dioezesanarchiv/team> [Zugriff: 29.7.2021].

⁷ Helga PENZ, *How many Jesuits does it take to change a light bulb? Kooperationsmodelle der Ordensgemeinschaften im Archivwesen. Ein Werkstattbericht*, in: *Scrinium* 66 (2012) 34–43, hier 35; DIES., *Unsere Vergangenheit hat Zukunft. Die Ordensarchive vor neuen Herausforderungen*, in: *Ordensnachrichten* 45/2 (2006) 3–11, hier 6, https://www.ordensgemeinschaften.at/images/On_2-2006_Kern_ohne_Beschnitt.pdf [Zugriff: 29.7.2021]; Iris FORSTER, Gerald HIRTNER, Irene KUBISKA-SCHARL und Irene RABL, *Österreichische Ordensarchive in Zeiten der Pandemie*, in: *Scrinium* 75 (2021) 133–142, hier 133; HOCHEDLINGER, *Archivgeschichte* (wie Anm. 2) 277 f.

⁸ PENZ, *Vergangenheit* (wie Anm. 7) 6; DIES., *Ordensarchive in Österreich*, in: ELBEL, *Österreichische Archive* (wie Anm. 2) 468–485, hier 480–484.

⁹ Vgl. dazu Miriam TROJER, *Die Auffassung von Ordensniederlassungen und die Auswirkungen auf das Archiv*, in: *MiKO* 2 (2017) 105–119, https://www.ordensgemeinschaften.at/kultur/images/MiKO/2017mirko_trojer.pdf [Zugriff: 30.7.2021].

¹⁰ Online-Ausgabe des CIC <http://www.codex-iuris-canonici.de/indexdt.htm> [Zugriff: 29.7.2021]; P. Stephan HAERING OSB, *Das kirchliche Archivwesen im kanonischen Recht*, in: *Arbido* 18/5 (2003), 5–9, hier 6 f.; DERS., *Zur rechtlichen Ordnung des kirchlichen Archivwesens*, in: *Archiv für katholisches Kirchenrecht* 171 (2002), 442–457.

¹¹ HAERING, Kirchliches Archivwesen (wie Anm. 10) 7 f.

¹² Johannes EBNER, Ordnung zur Sicherung und Nutzung der Archive der katholischen Kirche, in: *Scrinium* 53 (1999) 394–400, der Text der Ordnung ist hier abgedruckt: 397–400; HAERING, Kirchliches Archivwesen (wie Anm. 10) 9; TROPPER, Kirchliche Archive (wie Anm. 2) 555.

¹³ Toni DIEDERICH, Anordnung über die Sicherung und Nutzung der Archive der Katholischen Kirche. Einführung und Textabdruck, in: *Der Archivar* 42/2 (1989) Sp. 187–198.

¹⁴ Peter PFISTER, Novellierung der „Anordnung über die Sicherung und Nutzung der Archive der Katholischen Kirche“. Einführung, Text und Kommentar, in: *Archivar* 67/2 (2014) 172–180.

über die Verpflichtungen hinsichtlich des Archivwesens.¹¹ In vier Kapiteln wird der Ausbau historischer Diözesanarchive, ihre Unterbringung in geeigneten Räumlichkeiten, die Anstellung fachlich ausgebildeten Personals, die sorgfältige Erschließung („Inventarisierung“) des Archivguts und der Einsatz moderner Technologien wie der elektronischen Datenverarbeitung gefordert. Nicht zuletzt legt dieses Schreiben den Bischofskonferenzen nahe, gemeinsame Richtlinien für die Diözesen zu erarbeiten.

Diese Empfehlung der päpstlichen Kulturgüterkommission griff die Österreichische Bischofskonferenz im November 1997 auf und beschloss erstmalig eine „Ordnung zur Sicherung und Nutzung der Archive der katholischen Kirche“, die mit der Verlautbarung in den Amtsblättern der einzelnen Diözesen 1998 in Kraft trat.¹² Damit bestand für die österreichischen Diözesanarchive eine gültige rechtliche Grundlage.

Die Archivordnung von 1997/98 wurde seinerzeit direkt und wortwörtlich aus der deutschen Archivordnung von 1988 übernommen.¹³ 2014 wurde in Deutschland die kirchliche (katholische) Archivordnung für die dortigen Diözesen novelliert.¹⁴ Dieser Umstand war unter anderem der Anstoß, die kirchliche Archivordnung auch in Österreich zu überarbeiten. Aber auch aus anderen Gründen, auf die gleich noch eingegangen werden wird, war eine neue Archivordnung notwendig. Deshalb setzte die Arbeitsgemeinschaft der Diözesanarchive (s. unten) bereits im Sommer 2014 eine Arbeitsgruppe ein, die den Auftrag erhielt, diese Überarbeitung vorzunehmen. Die Arbeitsgruppe „Archivordnung NEU“, deren Leitung der Autorin anvertraut war, erstellte im Wesentlichen bis Herbst 2015 einen fertigen Entwurf, der Anfang 2016 von der Kanzlerkonferenz genehmigt werden sollte. Aufgrund diverser Verzögerungen, hervorgerufen teils durch Bedenken (Orden), teils durch Verschleppungen verschiedenster Art, zog sich die abschließende Behandlung der Archivordnung seitens der Ordinariatskanzler*innen aber bis Anfang des Jahres 2021 hin. In der im Januar tagenden Sitzung erhielt die „Kirchliche Archivordnung – Österreich“, kurz KAO-Ö, endlich die erforderliche Zustimmung. Damit war ihre Vorlage in der Frühjahrsversammlung der Österreichischen Bischofskonferenz möglich geworden. Mit

Unterstützung der Ordinariatskanzlerin der Erzdiözese Salzburg, Elisabeth Kandler-Mayr, und durch den Vorsitzenden der Bischofskonferenz, Erzbischof Franz Lackner, wurde die neue KAO-Ö von den österreichischen Bischöfen im März 2021 angenommen und trat mit der Veröffentlichung im Amtsblatt der Österreichischen Bischofskonferenz vom 1. Juni 2021 in Kraft.¹⁵

Was ist daran neu bzw. wodurch unterscheidet sie sich von der bisherigen KAO-Ö?

Seit 1998 gab es eine neue archivrechtliche Entwicklung in Österreich. Existierte damals nur ein einziges Landesarchivgesetz in Österreich (Kärnten), so sind mittlerweile neben dem Bundesarchivgesetz (2000) auch in allen anderen Bundesländern eigene Landesarchivgesetze dazugekommen.¹⁶ Diese Entwicklungen sollten rezipiert werden. Hinsichtlich des Inhalts und des Aufbaus sollte sich die neue KAO-Ö an den aktuellen staatlichen Archivgesetzen orientieren. Dazu kommt, dass neue archivfachliche Standards zu berücksichtigen waren. Archivfachliche Begriffe wie Abgabepflicht, Anbietung, Bewertung, Übernahme, Skartierung, Unterlagen, die einer Löschungspflicht unterliegen, mussten dringend präzisiert werden. Ferner sollte nun positiv von „Schutzfristen“ anstatt wie bisher von „Sperrfristen“ gesprochen werden.

Ganz entscheidend war es auch, die vielfältigen Entwicklungen im digitalen Bereich zu berücksichtigen, die 1988/98 noch nicht virulent waren. In der alten Archivordnung war beispielsweise noch von der Archivierung von Datenträgern die Rede. Erst jetzt ist die rechtliche Basis dafür geschaffen, dass die Diözesanarchive tatsächlich digital archivieren dürfen. Eine Abstimmung mit der DS-GVO ist zwischenzeitlich ebenfalls notwendig geworden.

Des Weiteren waren die Regelungen für die Nutzung und die archivischen Schutzfristen zu überarbeiten. Es sollte eine Angleichung an entsprechende Fristen in den Landesarchivgesetzen erfolgen, was nunmehr in der Regel eine Verkürzung bedeutet (generell 30 statt 50 Jahre). Schließlich war es wichtig, die Schriftgutverwaltung in die Archivordnung einzubeziehen, vor allem dort, wo es (bei Aussonderung, Anbietung etc.) Berührungspunkte zwischen den diözesanen Verwaltungsstellen und den Diö-

¹⁵ Amtsblatt der Österreichischen Bischofskonferenz 83 (2021) 10–15, https://www.bischofskonferenz.at/dl/srtuJKJKLkNNlJqx4kJK/Amtsblatt_83_pdf [Zugriff: 29.7.2021].

¹⁶ Ulrich NACHBAUR (Red.), Österreichische Archivgesetze (Bregenz 2017). Das Burgenländische Archivgesetz ist hier noch nicht erfasst; es trat erst im Dezember 2020 in Kraft, <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=LrBgl&Gesetzesnummer=20001298> [Zugriff: 29.7.2021].

zesanarchiven gibt. Damit verfügen die Diözesanarchive über eine zeitgemäße rechtliche Grundlage für ihre Aufgabenerfüllung.

Etwas anders sieht es bei den Ordensarchiven aus. Das geltende kanonische Recht für die Orden (CIC, can. 573–746) kennt nur wenige Bestimmungen für Archive oder Archivverwaltungen, das Schreiben der päpstlichen Kulturgüterkommission von 1997 richtete sich in erster Linie an die Bischöfe. In den Eigenrechten der Ordensinstitute findet das Archivwesen nicht durchgängig Berücksichtigung¹⁷. 2005 erstellte deshalb die österreichische Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive „Richtlinien zur Sicherung und Nutzung der Ordensarchive“, die seitdem von der Superiorenkonferenz und der Vereinigung der Frauenorden bzw. in deren Nachfolge von der Österreichischen Ordenskonferenz als Orientierungshilfe bei der Ausgestaltung des Archivwesens empfohlen werden¹⁸. Für sich genommen sind diese „Richtlinien“ unverbindlich, weil die Konferenz der höheren Ordensoberen nicht befugt ist, derartige Regelungen vorzuschreiben. Um Geltung zu erlangen, müssen sie in jeder Ordensgemeinschaft einzeln durch einen förmlichen Akt angenommen werden.¹⁹

3. ZUSAMMENARBEIT AUF NATIONALER EBENE

Die Archivarinnen und Archive der österreichischen Diözesen sind seit 1976 in der „Arbeitsgemeinschaft der Diözesanarchive Österreichs“ – kurz ARGE – zusammengeschlossen.²⁰ Seit Mai 2001 hat die ARGE eine eigene Geschäftsordnung, in der ihre Ziele und Aufgaben, die Voraussetzungen für die Mitgliedschaft, die Geschäftsführung und die Vorstandschaft geregelt sind. Das Hauptanliegen ist die „Förderung des diözesanen Archivwesens“, was etwa durch gegenseitige Unterstützung, Beratung und Informationsaustausch erreicht werden soll, aber auch durch die Erarbeitung gemeinsamer Vorgangsweisen hinsichtlich der Archivverwaltung und -benutzung und mittels Kontaktes zu anderen Archivverbänden. Als Serviceeinrichtung der Arbeitsgemeinschaft dient das im März 2003 online gegangene Internetportal www.kirchenarchive.at.²¹

¹⁷ Stephan HAERING OSB, Ordensarchiv und Kirchenrecht, in: Ordensnachrichten 48/5+6 (2009) 106–125, hier 109, 115, 118; Helga PENZ, Wen interessieren Klosterarchive?, in: *Scrinium* 60 (2006) 115–117, hier 116 Anm. 4; DIES., Kooperationsmodelle (wie Anm. 7) 34.

¹⁸ Richtlinien zur Sicherung und Nutzung der Ordensarchive. Präsentiert von der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive, in: Ordensnachrichten 45/2 (2006) 25–30; <https://www.ordensgemeinschaften.at/kultur/downloads/1344-archiv-und-benutzungsordnung> [Zugriff: 29.7.2021]; HAERING, Ordensarchiv (wie Anm. 17) 119–121.

¹⁹ HAERING, Ordensarchiv (wie Anm. 17) 121.

²⁰ Annemarie FENZL und Hans Peter ZELFEL, Die Arbeitsgemeinschaft der Diözesanarchive Österreichs 1975 bis 1990, in: *Scrinium* 42 (1990) 97–104, hier 97 f.; Johannes EBNER, Die Arbeitsgemeinschaft der Diözesanarchive Österreichs, in: *Scrinium* 51 (1997) 72–73; DERS., Die Arbeitsgemeinschaft der Diözesanarchive Österreichs, in: *Neues Archiv für Geschichte der Diözese Linz* 11 (1996/97) 201–202; Johannes EBNER und Monika WÜRTHINGER, Historische Dokumente für die Zukunft. Das Diözesanarchiv Linz, in: *Neues Archiv für Geschichte der Diözese Linz* 15 (2002) 172–175.

²¹ Walter LUKASEDER, Das Internet-Portal der kirchlichen Archive in Österreich kirchenarchive.at, in: *Scrinium* 58 (2004) 95–104.



Abb. 1: Screenshot der Website der ARGE Diözesanarchive.

Die ARGE der Diözesanarchive ist also das Pendant zu der seit 2004 bestehenden „Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive Österreichs“ bzw. dem „Referat für die Kulturgüter der Orden“ (2010), der seit der Fusion der beiden Dachverbände der Frauen- und Männerorden in „Bereich Kultur und Dokumentation der Ordensgemeinschaften Österreich“ umbenannt wurde. Die Ordensarchive verfügen ebenfalls über ein eigenes Portal, das „österreichische Klosterportal“, das eine Übersicht über die österreichische Ordenslandschaft präsentiert und zugleich Informationen und Zugangsmöglichkeiten zu den Archiven bietet.²²

Anders also als in Deutschland, wo die Orden und Diözesen ein gemeinsames Portal unterhalten, das noch dazu konfessionsübergreifend mit der Evangelischen Kirche betrieben wird (www.kirchliche-archive.de), bestehen in Österreich zwei getrennte Onlineportale für die beiden wesentlichen Gruppen der kirchlichen Archive. Das wäre vielleicht schon ein erster Punkt, bei dem ein engeres Zusammenwirken überlegt werden könnte. Immerhin haben beide – zusammen mit Archivar*innen anderer Konfessionen – eine gemeinsame Plattform in der „Fachgruppe der Archive der gesetzlich anerkannten Kirchen und Religionsgemeinschaften“²³ innerhalb des Verbandes Österreichischer Archivarinnen und Archivare (VÖA). Die Fachgruppe wurde von der Generalversammlung des VÖA mit 1. Dezember 2006 eingerichtet. Die erste kons-

²² <https://www.ordensgemeinschaften.at/kultur/fachbereiche> [Zugriff: 29.7.2021]; FORSTER-HIRTNER-KUBISKA-SCHARLRABL, Österreichische Ordensarchive (wie Anm. 7) 133 f.

²³ <http://www.voea.at/46.html> [Zugriff: 29.7.2021].

²⁴ Kerstin LENGGER, Protokoll der ersten konstituierenden Sitzung der Fachgruppe „Kirchliche Archive“ am 8. November 2007, Steiermärkisches Landesarchiv, in: *Scrinium* 61/62 (2007/08) 277–279.

tituierende Sitzung (damals noch unter der Bezeichnung „Kirchliche Archive“) fand am 8. November 2007 in Graz statt. Die Initiative dazu ging von je einer Vertreterin der Arbeitsgemeinschaft der Diözesanarchive und jener der Ordensarchive aus und entsprach dem Bedürfnis nach verstärkter Kooperation und fachübergreifender Diskussionen relevanter Themen.²⁴ Die Zusammenkünfte werden seither meist im Rahmen der Österreichischen Archivtage abgehalten und vor allem jedes Jahr im Anschluss an die sogenannten „Studenttage“.

Studenttage

Die Mitglieder der Fachgruppe treffen sich entweder im Rahmen der Österreichischen Archivtage oder anlässlich der Studenttage. Diese Informations- und Fortbildungsveranstaltungen werden seit 2012 jährlich zu aktuellen Fragestellungen durchgeführt und stehen auch Nichtmitgliedern offen. Informationen zum jeweils aktuellen Studenttag finden Sie unter [Termine](#).

Bisher wurden folgende Themen behandelt:

Das Leitbild kirchlicher Archivarinnen und Archivare (2012)
[Records Management](#) (2013)
[Rechtsfragen im Archiv](#) (2014)
[Digitale Archivierung](#) (2015)
[Bewertung analog und digital](#) (2016)
[Best Practices im Archiv](#) (2017)
[Wirtschaftsunterlagen und Datenschutz](#) (2018)
[Schrift.Gut.Verwaltet - Records Management und Digitale \(Langzeit-\)Archivierung](#) (2019)
[Erste Hilfe für das Archiv](#) (2020)

Organisationsteam:

Magdalena Egger MA MA, [Diözesanarchiv Linz](#)
 Mag. Lukas Winder, [Provinzarchiv Sacré Coeur Bregenz](#)
 Isabella Hödl-Notter M.A., [Archiv der Deutschsprachigen Provinz der Don Bosco Schwestern](#)

Abb. 2: Screenshot der Website der VÖA „Fachgruppe der Archive der gesetzlich anerkannten Kirchen und Religionsgemeinschaften“ (Stand: August 2021).

Die Studenttage dürfen wohl als das Paradebeispiel für ein gelungenes Zusammenwirken zwischen Diözesan- und Ordensarchiven betrachtet werden. Sie finden seit 2011 einmal jährlich in Salzburg statt. Organisiert werden sie von den jeweiligen Vorsitzenden der VÖA-Fachgruppe in enger Abstimmung mit der ARGE Ordensarchive bzw. dem Bereich Kultur und Dokumentation der Ordensgemeinschaften Österreich. Diese Organisationsform ergab sich aus dem Umstand, dass die VÖA-Fachgruppe zwar natürlich im Prinzip überkonfessionell ist, die Repräsentant*innen der katholischen kirchlichen Archive (Diözesan- und Ordensarchive) darin aber aufgrund der generellen konfessionellen Gegebenheiten in Österreich dennoch weitgehend dominieren.

Am Anfang waren die Studientage noch mehr oder weniger informelle Treffen mit einer durchaus überschaubaren Anzahl an Teilnehmenden.²⁵ Bereits von Beginn an gab es allerdings ein zuvor festgelegtes Thema, über das diskutiert werden sollte. So standen beim ersten Studientag im Januar 2011 Standards und Normen bei der Erschließung in kirchlichen Archiven im Mittelpunkt. Helga Penz und Thomas Aigner hielten kurze Impulsreferate, daran anschließend wurde darüber in lockerer Runde debattiert. Der zweite Studientag (Mai 2012) drehte sich einerseits um das Thema „Leitbild“ kirchlicher Archive, andererseits ging es um das neue „heiße Eisen“, die digitale („Langzeit“-) Archivierung. Bei diesem Studientag wurde mit Martin Stürzlinger auch schon zum ersten Mal ein externer Vortragender – d. h. jemand, der nicht aus einem kirchlichen Archiv kommt – eingeladen. Dieses „Konzept“ setzte sich bei den folgenden Studientagen fort. Für die Studientage 2013 bis 2016 wurden dann jeweils zuerst einer, später zwei Fachleute aus anderen Archivsparten – darüber hinaus z. T. aus Deutschland – als Referent*innen eingeladen. So referierte z. B. Christian Keitel vom Landesarchiv Baden-Württemberg über Möglichkeiten und Modelle zur digitalen Archivierung für kleine Archiveinrichtungen. Im Jahr darauf stand der Studientag unter dem Motto „Bewertung – analog & digital“. Tamara Kefer vom Stadtarchiv Graz sprach über Grundlagen, Ziele und Methoden der Überlieferungsbildung. Susanne Fröhlich vom Österreichischen Staatsarchiv – Abteilung Archiv der Republik stellte Bewertungskriterien für digitales Archivgut vor.

Parallel zur Erweiterung der Vorträge nahmen immer mehr Interessierte aus den Diözesan- und Ordensarchiven an diesen durchaus auch als Fortbildungsmöglichkeit angelegten und verstandenen Veranstaltungen teil. Etwa seit 2015/2016 fand schließlich eine Öffnung hin zu einer breiteren Fachöffentlichkeit statt. Das heißt aus dem relativ kleinen Kreis von hauptsächlich Diözesan- und Ordensarchivar*innen, die dem Vortrag einer Spezialistin/eines Spezialisten lauschte und anschließend mehr oder weniger intensiv über das Gehörte diskutierte, ist eine richtige Fachtagung entstanden, mit mehreren Referent*innen und einem interessierten Publikum, das sich auch aus anderen Archivsparten rekruiert.

²⁵ Zu den Themen der Studientage siehe <http://www.voea.at/46.html> [Zugriff: 29.7.2021].

tiert. Der Höhepunkt wurde zweifellos 2021 mit über 70 Teilnehmer*innen erreicht – was wohl ein wenig auch dem Covid-19-bedingten virtuellen Format geschuldet war.

Um den sowohl fachlichen als auch informellen Austausch zwischen Diözesanarchivar*innen und Ordensarchivar*innen zu fördern, wurden in den letzten Jahren außerdem gemeinsame Jahrestagungen der ARGE Diözesanarchive und der ARGE Ordensarchive veranstaltet. Die letzte dieser Art fand im Juni 2017 in Innsbruck statt. Die Referate und Workshops wurden zum überwiegenden Teil von Angehörigen beider Arbeitsgemeinschaften bestritten. Vor allem die beiden Workshops zu den Themen „Schriftgutverwaltung“ und „Bewertung“ wurden jeweils von einer Ordensarchivarin/einem Ordensarchivar und einer Diözesanarchivarin/einem Diözesanarchivar geleitet. Wesentlich bei einer solchen gemeinsam durchgeführten Veranstaltung ist natürlich, dass Themen gewählt werden, die für beide Gruppen relevant sind, damit gewährleistet ist, dass sich beide Seiten gleichermaßen einbringen können.

Seit ein paar Jahren gibt es eine weitere Zusammenarbeit der Diözesan- und Ordensarchive in einer Arbeitsgruppe der VÖA-Fachgruppe, die sich mit der Herausforderung der digitalen Archivierung beschäftigt. Von ihr liegt bisher als ein Ergebnis eine Handreichung zum richtigen Umgang mit digitalen Unterlagen in Verwaltungen und Archiven von Ordensgemeinschaften vor (2019).²⁶ Dieser Leitfaden war ein erster wichtiger Schritt. Nichtsdestotrotz legt er das Hauptaugenmerk auf den vorarchivischen Bereich, spricht: die Schriftgutverwaltung. Das ist – wie gesagt – wichtig, aber eben auch noch keine Lösung für das drängende Problem der digitalen Archivierung seitens der kirchlichen Archive in Österreich. Auf der Suche nach einer umsetzbaren pragmatischen Lösung ist die Arbeitsgruppe übereingekommen, dass die Archive in diesem Bereich unbedingt kooperieren sollen und müssen. Außerdem hat sie sich im Herbst 2019 darauf verständigt, dass die Diözesanarchive zunächst eine Art Vorhut bilden und sich ein Mandat der Konferenz der Ordinariatskanzler*innen für die Evaluierung verschiedener Lösungsmöglichkeiten sichern sollen. Dieses liegt in der Zwischenzeit vor. Bei der Evaluierung soll eine Ge-

²⁶ <https://www.ordensgemeinschaften.at/kultur/downloads/1335-handreichung-richtiger-umgang-mit-digitalen-unterlagen> [Zugriff: 29.7.2021].

meinschaftslösung im Fokus stehen. Wenn ein diesbezügliches Projekt konkrete Züge annimmt, dann sollen sich die Ordensarchive aktiv beteiligen; pandemiebedingt ist das Unterfangen jedoch in letzter Zeit etwas ins Stocken geraten.

4. KOOPERATION AUS SICHT DER DIÖZESANARCHIVE

Wie beurteilen die Diözesanarchive die Zusammenarbeit mit den Ordensarchiven? Um das zu beantworten, wurde von der Autorin eine kleine Umfrage unter den Kolleg*innen in den anderen Diözesen durchgeführt.²⁷ Konkret wurden folgende drei Fragen gestellt:

1. Wird aktuell mit Ordensarchiven zusammengearbeitet, ist dies in den letzten Jahren der Fall gewesen oder eventuell in naher Zukunft geplant? Und wenn ja, bei welchen Projekten?
2. In welchen Bereichen wird Kooperationsbedarf zwischen Diözesan- und Ordensarchiven gesehen

²⁷ An dieser Stelle gilt ein herzlicher Dank der Autorin allen Kolleginnen und Kollegen für die Beantwortung der Fragen.

Abb. 3: Programmflyer zur gemeinsamen Jahrestagung der Diözesanarchive und der Ordensarchive 2017 in Innsbruck.

Veranstalter:
Arbeitsgemeinschaft der Diözesanarchive Österreichs
Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive Österreichs
Archiv der Diözese Innsbruck

Tagungsort:
Bildungsinstitut Grillhof
Grillhofweg 100
6080 Innsbruck
www.grillhof.at

Tagungsbeitrag:
200 € inkl. Übernachtung und Vollpension
214,50 € mit Mittagessen am 14.6.

Anmeldung:
Archiv der Diözese Innsbruck
Frau Pleifer
E-Mail: archiv@dibk.at
Tel.: +43-512-2230-2311

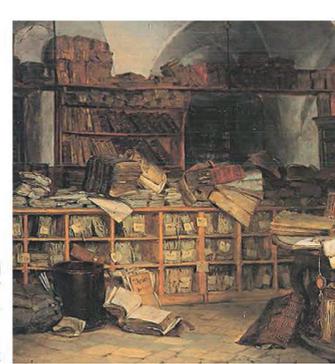
Bitte bei der Anmeldung angeben, ob eine Abholung vom Bahnhof mit einem Shuttlebus gewünscht wird.

Zimmerreservierungen benötigen wir bis spätestens 10. Mai 2017.

Information:
Archiv der Diözese Innsbruck
Dr. Martin Kapferer
Riedgasse 9, A-6020 Innsbruck
Tel.: +43-512-2230-2311
E-Mail: martin.kapferer@dibk.at



GEMEINSAME
JAHRESTAGUNG
der Diözesanarchive
und der Ordensarchive



12.-14. Juni
2017
Bildungsinstitut
Grillhof,
Innsbruck




bzw. besteht überhaupt Bedarf für eine intensive(re) Zusammenarbeit?

3. Können Diözesanarchive den Ordensarchiven etwas vermitteln? Wenn ja, was wäre das?

Von den acht befragten Diözesanarchiven gelangten aus sieben davon Antworten ein. In das Auswertungsergebnis wurden des Weiteren auch die Ansichten des Archivs der Erzdiözese Salzburg mit einbezogen, für das die Autorin aufgrund ihrer beruflichen Tätigkeit ebendort keine eigene Umfrage benötigte.

Die überwältigende Mehrheit – nämlich 87 % – gab an, mit Ordensarchiven in irgendeiner Form zusammenzuarbeiten, und zwar nicht nur aktuell, sondern die meisten praktizierten dies auch in den letzten Jahren und haben es ebenso künftig vor. Die Projekte reichen dabei von der Mithilfe bei der Erschließung von Archivbeständen über die Unterstützung bei fachspezifischen Fragen bis hin zum Zusammenwirken an einer Schriftenreihe. Des Weiteren gibt es Berührungspunkte bei der Betreuung von Archiven inkorporierter Pfarren und bei der gemeinsamen Digitalisierung von Beständen sowie der Übernahme von Ordensarchiven als Deposita. In einem Fall gibt es sogar eine Personalunion, bei der der Diözesanarchivar gleichzeitig (wenn auch als Privatperson) die Aufgabe eines Stiftsarchivars wahrnimmt.

Das Bedürfnis nach Kooperation mit den Ordensarchiven ist damit bei den allermeisten Diözesanarchiven vorhanden. Gefragt nach den konkreten Bereichen, die eine Zusammenarbeit erfordern oder wünschenswert erscheinen lassen, erfolgte eine ganze Reihe an Nennungen:

- Der gemeinsame Erwerb von Verpackungsmaterial, wodurch Anschaffungskosten gespart werden können.
- Der kooperative Betrieb von Datenbanken oder anderen IT-Lösungen.
- Die Zusammenarbeit bei der Digitalisierung von Beständen (wie z. B. schon bei der Digitalisierung von Urkunden und der Bereitstellung der Digitalisate auf dem Portal „Monasterium“).
- Die Kooperation bei der digitalen Archivierung.

- Die Abstimmung hinsichtlich der Pflege von Archiven inkorporierter Pfarren.
- Die gemeinsame Durchführung von Schulungen für Ehren- und Nebenamtliche, die in Pfarren oder Orden Archive betreuen.
- Die Übernahme ganzer Ordensarchive in ein Diözesanarchiv, wenn eine Gemeinschaft ihre Niederlassung in einer Diözese aufgibt oder sich ganz aus Österreich zurückzieht.

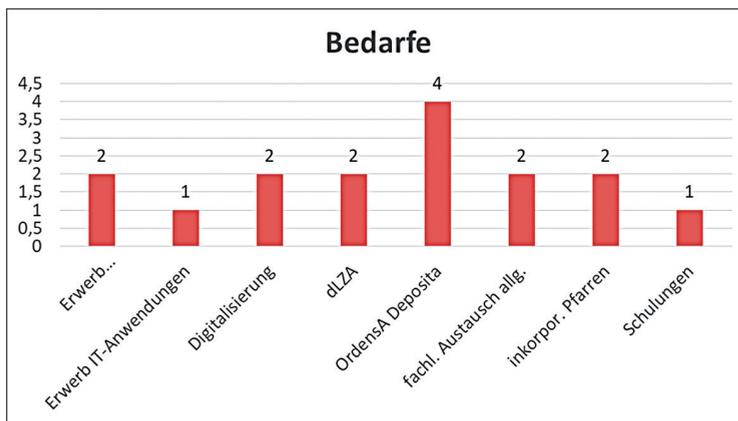


Abb. 4: Bedarfe für die Zusammenarbeit (Grafik: eig. Darstellung Chr. Gigler).

Die Frage, welche Anregungen die Diözesanarchive den Ordensarchiven eventuell geben oder ob sie ihnen etwas Bestimmtes vermitteln können, fand einige durchaus bemerkenswerte Antworten, und zwar:

- Verstärkung der Öffentlichkeitsarbeit seitens der Ordensarchive.
- Gelegentlich nehmen sich Diözesanarchivar*innen als „Türöffner“ für Benutzer*innen wahr, die in Ordensarchiven forschen möchten. Das wäre nicht nötig, wenn Ordensarchive den Zugang für Nutzer*innen erleichtern oder niederschwelliger gestalten würden.
- Verbesserung der Archivtektonik (Anwendung des Provenienzprinzips) in Kombination mit einer guten Bestandserschließung mittels eines Archivinformationssystems.
- Wissen über das eigene Archiv und die damit verbundene Arbeit frühzeitig (mit-)teilen.

²⁸ Angesichts der Fülle an Literatur und Internetressourcen sei lediglich auf folgende verwiesen: nestor – Kompetenznetzwerk Langzeitarchivierung und Langzeitverfügbarkeit Digitaler Ressourcen, https://www.langzeitarchivierung.de/Webbs/nestor/DE/Home/home_node.html [Zugriff: 29.7.2021], Arbeitskreis „Archivierung von Unterlagen aus digitalen Systemen“ (Auds), <https://www.sg.ch/kultur/staatsarchiv/Spezialthemen-/auds.html> [Zugriff: 29.7.2021], und KOST – Koordinationsstelle für die dauerhafte Archivierung elektronischer Unterlagen, <https://kost-ceco.ch/cms/willkommen.html> [Zugriff: 29.7.2021], sowie Digital Preservation Coalition – dpc, <https://www.dpconline.org> [Zugriff: 29.7.2021].

²⁹ nestor Arbeitsgruppe Kooperation der Archive, Gemeinsam handeln. Vorschläge für Archive (nestor materialien 21, o. O. 2018) 6–11; Christian KEITEL, Warum ist Kooperation bei der digitalen Archivierung unumgänglich?, in: DERS. und Kai NAUMANN (Hg.), Digitale Archivierung in der Praxis. 16. Tagung des Arbeitskreises „Archivierung von Unterlagen aus digitalen Systemen“ und nestor-Workshop „Koordinierungsstellen“ (Werkhefte der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg A/24, Stuttgart 2013) 281–288, auch unter https://www.sg.ch/content/dam/sgch/kultur/staatsarchiv/auds-2012/nestor-workshop-%E2%80%99Ebrauchen-wir-koordinierungsstellen-f%C3%BC-die-digitale-archivierung-%E2%80%99C/01-Keitel_Warum_ist_Kooperation_bei_der_digitalen_Archivierung_unumgaenglich.pdf [Zugriff: 29.7.2021].

³⁰ Im deutschsprachigen Raum besonders: DIMAG, https://www.landesarchiv-bw.de/sixcms/media.php/120/42596/Dimag_Archivtag2007.pdf [Zugriff: 29.7.2021], s. dazu u. a. auch Christian KEITEL, DIMAG-Kooperationen, in: KEITEL-NAUMANN (Hg.), Digitale Archivierung (wie Anm. 29) 147–155, https://www.landesarchiv-bw.de/sixcms/media.php/120/59114/Keitel_DI-MAG_Kooperationen.pdf [Zugriff: 29.7.2021], und zuletzt DERS., Das Projekt DIMAG. Sachstand 2019, in: Karolína ŠIMŮNKOVÁ

- Engagement bei der Schriftgutverwaltung („Aktensplan“).
- Die Vermittlung von Kenntnissen hinsichtlich der Bestandserhaltung.
- Offenheit für Kooperationen mit anderen Archiven bzw. eine archivspartenübergreifende Zusammenarbeit.
- Eine Anregung lautete überhaupt: In größeren Kontexten denken, denn Ordensarchive sind nicht nur für einen Orden/ein Stift von Bedeutung, sondern weit darüber hinaus.

5. DIGITALE KOOPERATION(EN)?

Die digitale Archivierung ist derzeit zweifellos eine der drängendsten Herausforderungen für alle Archive – nicht nur für die kirchlichen und nicht nur in Österreich.²⁸ Dass ein einzelnes, noch dazu sehr kleines Archiv, wie es die Diözesan- und Ordensarchive in Österreich nun einmal sind, diese Aufgabe nicht allein stemmen kann, ist mittlerweile ebenfalls eine Binsenweisheit. In den kirchlichen Archiveinrichtungen fehlen einfach sowohl die personellen als auch die finanziellen und administrativen Ressourcen und besonders das nötige Know-how, weshalb Kooperationen fast zwingend erforderlich sind.²⁹ Dazu kommt, dass nicht jedes Archiv das Rad neu erfinden muss. Die gute Nachricht ist: Es gibt bereits Lösungen! Und es gibt seit Jahren Verbünde auf diesem Gebiet, die hervorragend funktionieren.³⁰

Wie kann man sich einen solchen Verbund aus Archiven – oder ein „Verbundarchiv“ – vorstellen?³¹

Es wäre eine Einrichtung, in der sich mehrere Archive oder Archivträger zur gemeinsamen Erledigung von archivfachlichen Aufgaben zusammenschließen. Dabei können Art und Umfang des Zusammenschlusses und die Verteilung der Aufgaben und Pflichten ganz verschieden ausgestaltet sein. Dabei ist es vorstellbar – auch wenn es für manche (noch) unerhört erscheinen mag – dass diese Kooperation sogar über Archivsparten hinausgeht.

Solche Modelle gibt es in Deutschland für den analogen Bereich schon lange und in Baden-Württemberg

z. B. auch bei digitalen Archiven. Dort können Kreisarchive die Archivierung für einzelne kleine (kommunale) Archive übernehmen. Im Bereich der Diözesen wird hierzulande so etwas Ähnliches bezüglich der Pfarrarchive ebenfalls des Öfteren umgesetzt.

Verbundarchive können aber nicht nur durch die Anbindung kleiner Archive an ein größeres Archiv entstehen, sondern es können sich auch mehrere kleine Archive zusammenschließen, ohne dass eines davon die Leitung übernimmt. Diese können sich dann einem bestehenden digitalen Archiv anschließen und bei diesem gemeinsam einen Mandantenstatus (s. unten) teilen. Die Mandantenfähigkeit³² der technischen Lösung bleibt dabei unangetastet. Diese wiederum ist ein zentraler Aspekt für die Vertrauenswürdigkeit digitaler Archive. Für ein kleines Archiv allein ist es kostspielig, einen eigenen Mandanten darzustellen. Deshalb empfiehlt sich für mehrere kleine Archive ein gemeinsamer Mandantenstatus.

Es gibt nun mehrere mögliche Varianten: Bei der ersten Variante gibt es für die digitale Archivierung gemeinsames Personal und eine Bündelung der Aufgabenwahrnehmung, die Infrastruktur wird aber getrennt betrieben. Variante zwei sieht einen gemeinsamen Mandanten, jedoch getrenntes Personal und getrennte Budgets vor. Die Vorteile dabei sind die verteilten Kosten für den Mandanten bei gleichzeitigem Erhalt der Autonomie der einzelnen Archive. Eine weitere Variante wäre – als Kombination der beiden ersten – ein gemeinsamer Mandant mit gemeinsamem Personal. Dieses würde hier nach einem festgelegten Schlüssel für die einzelnen Archivpartner arbeiten, die sich die Finanzierung des Mandanten und des Supports teilen. Eine letzte Option wäre schließlich die Führung eines gemeinsamen Mandanten verbunden mit der Teilung des Personals und der Finanzen, wodurch praktisch eine neue Einrichtung entstehen würde. Nicht zuletzt sind dabei alle möglichen Mischformen vorstellbar.³³

Damit Verbundlösungen funktionieren können, gilt es, einige wesentliche Voraussetzungen zu schaffen. Dazu gehört vor allem der vorherige Abschluss einer rechtlichen Vereinbarung. Außerdem muss im Vorfeld vertraglich geregelt werden, nach welchem Schlüssel die Kosten aufgeteilt werden. Bemessen sich diese etwa nach der Größe

und Milan VOJÁČEK, 23. Tagung des Arbeitskreises Archivierung von Unterlagen aus digitalen Systemen, 12. und 13. März 2019, Nationalarchiv Prag (Prag 2020) 21–31; DA NRW, <https://www.danrw.de> [Zugriff: 29.7.2021], und KOALA, <https://www.akdb.de/loesungen/okegov/koala> [Zugriff: 29.7.2021]. Siehe dazu auch Horst GEHRINGER, Im Überblick: Verbundsysteme zur elektronischen Langzeitarchivierung und ihre Rahmenbedingungen, in: Marcus STUMPF und Katharina TIEMANN (Hg.), Aktuelle Herausforderungen kommunaler Archivarbeit: Elektronische Langzeitarchivierung, Bestandserhaltung, Rechtsfragen. Beiträge des 28. Fortbildungsseminars der Bundeskonferenz der Kommunalarchive (BKK) in Halle (Saale) vom 17.–29. November 2019 (Texte und Untersuchungen zur Archivpflege 37, Münster 2020) 9–28.

³¹ Vgl. dazu Thomas KRÄMER, Digitale Verbundarchive. Zu Chancen und Herausforderungen von archivischen Kooperationsmodellen in der digitalen LZA, 24. AUdS-Tagung, 23. 3. 2021, https://www.sg.ch/content/dam/sgch/kultur/staatsarchiv/auds-2021/auds-camp-ii/Digitale_Verbundarchive_Kr%C3%A4mer_AUdS_2021.pdf [Zugriff: 29.7.2021].

³² Mandantenfähigkeit bedeutet, dass die gesamte Infrastruktur eines digitalen Archivs so gestaltet ist, dass die Nutzung durch voneinander getrennte institutionelle Nutzer gestattet ist. Der abgeschlossene Datenhaltungs- und Verarbeitungskontext einer Stelle wird als „Mandant“ bezeichnet. Wenn die Trennung der Mandanten – die getrennte Speicherung und Verarbeitung – in einem System umgesetzt ist, dann spricht man von „mandantenfähig“. Damit ist der gegenseitige Einblick in die Datenbestände oder die gemeinsame Datenverarbeitung ausgeschlossen. GEHRINGER, Verbundsysteme (wie Anm. 29) 20 f.

³³ Vgl. dazu ebd. 11–19 und KRÄMER, Digitale Verbundarchive (wie Anm. 31).

der Einrichtung oder nach der Menge des Materials, das in das digitale Archiv übernommen wird? Und nicht zuletzt bedarf es eines Rechte- und Rollenkonzepts. Eine solche Vereinbarung sollte zwar auf Dauer geschlossen werden, trotzdem braucht es eine Exitstrategie. Sollte ein Partner aus der Vereinbarung aussteigen wollen, sind naturgemäß Anpassungen erforderlich. Der Umgang damit muss vorab geklärt werden.

6. FAZIT

Die Archivar*innen der Diözesen und Orden in Österreich arbeiten schon jetzt in unterschiedlichen Bereichen und bei diversen Projekten zusammen. Das betrifft sowohl immer wieder einzelne Diözesanarchive, die mit den Orden in ihrem Sprengel kooperieren, als auch das Zusammenwirken beider Archivgruppen in der Fachgruppe der Archive der gesetzlich anerkannten Kirchen und Religionsgemeinschaften, beim jährlichen Studenttag oder bei gemeinsam veranstalteten Jahrestagungen der beiden Arbeitsgemeinschaften. Die Zusammenarbeit scheint für beide Seiten auch geboten, denn bei beiden handelt es sich um kleine, oft sogar um One-Person-Archives, die sich als Einzelkämpfer schwer tun und nicht selten – von ihren Trägern – nicht entsprechend wahrgenommen werden. Zusammen ist man weniger allein und kann daher auch mehr bewirken.

Gerade bei der anstehenden Bewältigung der Megaaufgabe der digitalen Archivierung ist Kooperation nicht nur geboten, sondern nahezu unvermeidlich. Ein Ansatz für kleine Archive ist hier etwa die Bildung von Verbänden. Damit dies gelingt, müssen im Vorfeld entsprechende Grundlagen geschaffen werden. Es treten sonst unweigerlich Probleme auf, wenn der Wille zur Kooperation nicht bei allen Partnern vorhanden oder nicht gleichermaßen gegeben ist. Bei diesem Modell geht es in erster Linie um das Abwägen von Aufwand und Nutzen. Möglicherweise ist ein Verbund nicht die optimalste Lösung, aber dort, wo die Bewerkstelligung der digitalen Archivierung anders nicht erreicht werden kann, müssen die Akteure zusammenfinden.

Christine Gigler studierte Geschichte und Germanistik in Klagenfurt, absolvierte die Archivausbildung am Institut für Österreichische Geschichtsforschung in Wien sowie das berufsbegleitende Masterstudium Archivwissenschaft an der Fachhochschule Potsdam. Seit 2005 ist sie Archivarin im Archiv der Erzdiözese Salzburg, zudem Lehrbeauftragte an der Universität Salzburg und Mitglied im Vorstand des VÖA (Scrinium-Redaktion).
Kontakt: christine.gigler@eds.at.

BILDUNG AUS DER LADE

Gips · Lack · Schwefel

Die Heiligenkreuzer Daktyliothek

Roman Nägele OCist

Überarbeitete Fassung vom März 2022

ZUM BEGRIFF DAKTYLIOTHEK

Manchmal kommt man mit Worten in Berührung, deren Bedeutung man nicht kennt. Unvorbereitet fängt man mit dem Ausdruck nichts an, und er bleibt völlig unverständlich. In *Meyers Conversations-Lexicon* aus dem Jahr 1846 steht beim Begriff „Dactyliothec“ als Definition: „Ringbehältnis“, „Sammlung von Siegelringen“ und „Sammlung von Gemmen, Kameen, geschnittenen Steinen“.¹



Abb. 1: Heiligenkreuzer Daktyliothek, Buchform
(Foto: P. Roman Nägele OCist)

Darin finden sich auch Informationen über die Konservierung antiker Gemmen, die sich in Kirchenschätzen befinden und zusätzlich eine Liste der wichtigsten Sammlungen.² Schließlich kann der interessierte Leser eine weitere Definition des Begriffs kennenlernen. Es handelt sich um eine „Sammlung von Abbildungen von Gemmen durch

¹ Joseph Meyer, *Das große Conversations-Lexicon für die gebildeten Stände*, 1, 7, 3, Bd. 7 (Hildburghausen 1846) 726, Online unter: <https://www.digitale-sammlungen.de/de/view/bsb10797947?page=734,735&q=gemmen> [Zugriff: 13.10.2021].

² Vgl. Stefanie BAUER–Verena BESTLE, „Daktyliothek“. Ein Kunstwort und seine Verwendung in Nachschlagewerken, in: Valentin KOCKEL–Daniel GRAEPLER (Hg.), *Daktyliotheken. Götter & Caesaren aus der Schublade. Antike Gemmen in Abdrucksammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts* (München 2006) 57–59, hier 58.

³ Philipp Daniel Lippert wird von Kunsthistoriker Carl Justi (1832–1912) als „Erneuerer der Gemmenkunde“ bezeichnet. 1747–1748 gab Lippert erstmals eine kleine Sammlung von Abdrücken mit einem Namensverzeichnis heraus. Gleichzeitig gibt Lippert eine Reihe von Münzabdruckserien heraus, z. B. zur römischen Geschichte, zu den Königen von Frankreich oder den Päpsten seit Petrus. Vgl. Christina KERSCHNER–Philipp Daniel LIPPERT (1702–1785) und seine Daktyliothek zum „Nutzen der Schönen Künste und Künstler“, in: Valentin KOCKEL–Daniel GRAEPLER (Hg.), *Daktyliotheken. Götter & Caesaren aus der Schublade. Antike Gemmen in Abdrucksammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts* (München 2006) 60–68, hier 67.

⁴ BAUER–BESTLE, „Daktyliothek“ (wie Anm. 2), 58; MEYERS Conversations-Lexicon (wie Anm. 1) 726.

⁵ Roman NÄGELE, Bildung aus der Schublade. Die antike in Lack, Schwefel und Gips. Die Wiederentdeckung der Daktyliothek aus dem Stift Heiligenkreuz, in: *Schau-fenster. Kultur. Region. Niederösterreich* 2/2021, 42–43, hier 42.

⁶ NÄGELE, Schaufenster (wie Anm. 5), 42.

⁷ Ebd.

⁸ Ebd.

⁹ Vgl. KERSCHNER–Philipp Daniel LIPPERT (1702–1785) (wie Anm. 3), hier 67.

¹⁰ NÄGELE, Schaufenster (wie Anm. 5), 43.

Abguss oder Pasten, von denen die lippertsche³ in Dresden die berühmteste ist.⁴ Das Fremdwort, vielmehr das Kunstwort *Daktyliothek* bezeichnet also Sammlungen von Ringen.⁵ Später werden dann auch Abdrucke geschnittener Steine, die in Kästchen angeordnet sind, als Daktyliothek bezeichnet.⁶ Die Gemmen wurden mittels einer eigens dafür entwickelten Paste kopiert, deren Optik durch das gewählte Material möglichst dem Original gleichen sollte.⁷ Weniger aufwändige Abgüsse wurden in Gips, Siegellack oder Schwefelmasse ausgeführt.⁸ Die Gipse galten als hochgeschätztes wie allgemeingültiges Bildungsmittel und waren von Beginn an in allen formalen und inhaltlichen Belangen repräsentativ aufgestellt. Auf diese Weise konnte Philipp Daniel Lippert⁹ sowohl mit antiken Glaspasten und Fälschungen als auch mit zeitgenössischen Kopien in Glas oder Lack arbeiten. Wegen ihrer Haltbarkeit im Vergleich mit Schwefel waren die lippertschen Abdrücke bald bekannt. Zudem waren sie preiswerter als die Schwefelabdrücke, die in Rom hergestellt wurden.



Abb. 2: Heiligenkreuzer Daktyliothek, Siegellack (Foto: P. Roman Nägele OCist)

Im aufkommenden Schulbetrieb des 18. Jahrhunderts war diese Art von Sammlungen sehr beliebt. Nicht nur in privaten adeligen Unterrichtseinheiten, sondern auch in diversen Gymnasien und anderen Ausbildungsstätten wurden sie gerne verwendet.¹⁰ Sie ermöglichten dem

Sammler des 18. und 19. Jahrhunderts, die Antike in Abdrücken betrachten zu können. Ohne die verschiedenen Regionen bereisen zu müssen, bot und bietet eine Daktyliothek Ansichtsmaterial verschiedenster Objekte, deren Originale sich europaweit finden.¹¹ Der Erzeuger einer Daktyliothek konnte geschnittene Exponate in unterschiedlichen Materialien präsentieren.¹² Dem Kunstinteressierten hatten sich in den vergangenen Jahrhunderten fast unüberwindliche Hindernisse in den Weg gestellt. Nicht nur geografische Distanzen, sondern auch der Umstand, dass die meisten kostbaren Gemmen in Privatbesitz waren, hatten deren Zugänglichkeit erschwert.

Kunstakademien des 18. Jahrhunderts hatten zum Beispiel in Deutschland die Aufgabe, Künstlern und Handwerkern Abbilder des Geschmacks der Zeit nahe zu bringen und sie entsprechend auszubilden.¹³ Überhaupt war das ganze 18. Jahrhundert vom Begriff der Erziehung geprägt. Das Schönheitsempfinden war der als ideal empfundenen Antike geschuldet.

Geschnittene Steine galten als eine wichtige Quelle des guten Geschmacks. So war es Lippert ein Anliegen, die Erziehung zur Schönheit zu unterstützen. Als Vorlagen dienten Zeichnungen, Abdrücke von Statuen, Münzen und Gemmen.¹⁴ Die Technik der Erzeugung von Abdrücken vermochte die Antike in ihrer Klarheit und Vielfalt darzustellen; so konnte sie von einer größeren Anzahl von Kennern und Liebhabern



Abb. 3: Heiligenkreuzer Daktyliothek und Druckgrafik (Foto: P. Roman Nägele OCist)



Abb. 4: Heiligenkreuzer Nummothek (Foto: P. Roman Nägele OCist)

¹¹ Helge KNÜPPEL, Daktyliotheken – Konzepte einer historischen Publikationsform, in: Daktyliothek Stefanie BAUER–Verena BESTLE, in: Valentin KOCKEL–Daniel GRAEPLER (Hg.), Daktyliotheken. Götter & Caesaren aus der Schublade. Antike Gemmen in Abdrucksammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts (München 2006) 17–38, hier 17.

¹² NÄGELE, Schaufenster (wie Anm. 5), 43.

¹³ Verena BESTLE, „Eine Quelle des guten Geschmacks“. Daktyliotheken und die Kunstakademien in Augsburg, in: Valentin KOCKEL–Daniel GRAEPLER (Hg.), Daktyliotheken. Götter & Caesaren aus der Schublade. Antike Gemmen in Abdrucksammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts (München 2006) 53–56, hier 53.

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Goethe konnte mithilfe der lippertschen Daktyliothek seine durcheinandergeratenen, in Schwefel ausgeführten Abdrücke wieder in die ursprüngliche Ordnung bringen. Vgl. KERSCHNER–Philipp Daniel LIPPERT (1702–1785) (wie Anm. 3), 66.

¹⁶ KNÜPPEL, Daktyliotheken (wie Anm. 11), 17.

¹⁷ Ebd. 18.

¹⁸ Die Herkunft der Heiligenkreuzer Sammlung ist nicht geklärt, sie dürfte eventuell der Sammeltätigkeit von Prof. P. Dominik Bilimek OCist (1813–1884, Priester und Naturwissenschaftler) und Prof. P. Dr. Wilhelm Neumann OCist (1837–1919, Theologe, Archäologe, Bibelwissenschaftler, Rektor der Universität Wien) zu verdanken sein.

Abb. 5: Heiligenkreuzer Daktyliothek, Detailansicht (Foto: P. Roman Nägele OCist)



studiert, verglichen und bewundert werden.¹⁵ Interessanterweise war nun die lippertsche Abdrucktechnik von größerem Interesse als die früher verwendeten Kupferstiche, die in ihrer Ausführung oftmals dem Zeitgeschmack entsprechend verfälscht wurden. Die meist ovalen Klein Kunstwerke wurden von ihren Erzeugern in Behältnissen befestigt und mit Nummern versehen. Der Herausgeber lieferte in einer Begleitschrift Informationen zu den einzelnen Exemplaren und seinem Konzept.¹⁶ Zudem erschienen neben den Begleittexten und Katalogen auch eine große Zahl an populären Büchern, die mit Begeisterung und Eifer die Nützlichkeit geschnittener Steine darlegten und immer wieder auf den didaktischen und pädagogischen Nutzen verwiesen. Diese Einteilungen und Beschreibungen dienten bei der Betrachtung der Abdrücke auch der thematischen und künstlerischen Information. Oft sind verschiedene Darstellungen eines Themas nebeneinander zu sehen. Was der Herausgeber der Daktyliothek als Schwerpunkt der Wissensvermittlung beabsichtigte, musste also individuell entschieden werden und war sohin maßgebend für die Auswahl der Abdrücke, die Qualität der Begleitschrift und die Struktur ihrer Anordnung.¹⁷

In dieser Idee entstanden große Enzyklopädien mit mehreren Tausend Abdrücken und kleinere Sammlungen klassizistischer Steinschneider oder spezielle „Mythologische Daktyliotheken“ für den Unterricht. Diese Ansammlungen von verschiedensten „gedruckten“ Motiven dienten quasi als Handbücher antiker Ikonographie. Geschätzt wurden die Klein Kunstwerke von Gelehrten, Künstlern und privaten Sammlern. Heute werden die Daktyliotheken in Kellern, Dachböden oder Depots aufbewahrt und zum Teil neu entdeckt.

HEILIGENKREUZER DAKTYLIOTHEK¹⁸

Die Heiligenkreuzer Sammlung lagerte im Kunstdepot auf einem Schrank. Beim ersten Hinschauen vermutete ich eine Reihe von vergessenen, verstaubten Büchern. Neugier war die Triebfeder, die Buchdeckel zu öffnen. Die vermeintlichen Bücher waren äußerlich in einem etwas

„verkommenen“ Zustand, und doch war es ein großes Glück, dass die Behältnisse niemals der Feuchtigkeit ausgesetzt waren. Die Buchdeckel und die handgemachten, aufgeklebten Papiere im Inneren waren etwas rissig, zeigten Aufplatzungen und waren an den Kanten abgestoßen. Die an manchen Stellen gerissenen Ausschlagpapiere bereiteten einige Sorgen. Das Innenleben der buchähnlichen Schachteln war erstaunlicherweise ganz gut erhalten. Einige Objekte im Inneren hatten sich gelöst und fielen dem Betrachter quasi entgegen. Größte Vorsicht war geboten, sodass keine weiteren Schäden entstanden. Was ich zu sehen bekam, konnte ich nicht deuten. Ich hatte auch keine Bezeichnung für diese seltsamen Objekte. Erst bei intensiverem Nachfragen hörte ich zum ersten Mal das Wort „Daktyliothek“, welches ich, weil es mir so fremd war, sofort wieder vergaß. Trotz des Staubes faszinierten mich die ovalen, kleinen, in Gips gegossenen Medaillons.

Erstaunlicherweise waren die kleinen Gipsabdrücke gut erhalten. Auch die mit handgemachten Buntpapieren überzogenen Holzschachteln, die wie Bücher ausschauen und mich getäuscht hatten, waren in erstaunlich gutem Zustand. Es ist nun an der Zeit, diese verkannte Kostbarkeit wiederzuentdecken.

In akribischer Genauigkeit hat die Pergament- und Papierrestauratorin Mag. Ilse Mühlbacher (Wien XIX) im Herbst 2019 unsere Daktyliothek restauriert. Die insgesamt komplexen Schäden waren eine doch nicht unerhebliche Herausforderung. Frau Mühlbacher hat es geschafft, unsere Daktyliothek in originaler Pracht wiederherzustellen. Notwendig war das Entstauben, das Reinigen von Verschmutzungen und das Ergänzen von Fehlstellen. Lose Objekte waren zu befestigen. Die behutsame Restaurierung wurde im Sinne der Objekte durchgeführt. Der Restauratorin gilt der Dank des Stiftes. Prof. Dr. Wolfgang Szaivert vom Institut für Numismatik und Geldgeschichte der Universität Wien hat freundlicherweise unsere Daktyliothek erstmals wissenschaftlich gesichtet, untersucht und beschrieben. Nachforschungen bezüglich der Herkunft und des Künstlers stehen erst am Anfang.



Abb. 6: Sichtbare Antike, Detailansicht
(Foto: P. Roman Nägele OCist)

¹⁹ NÄGELE, Schaufenster (wie Anm. 5), 43; Valentin KOCKEL, Antike aus zweiter Hand, in: Valentin KOCKEL–Daniel GRAEP-
LER, Daktyliotheken. Götter & Caesaren aus der Schublade. Antike Gemmen in Abdruck-
sammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts (München 2006) 8–13, hier 8.

²⁰ Für den gesamten Absatz gilt NÄGELE, Schaufenster (wie Anm. 5), 43; KOCKEL, Antike (wie Anm. 19), 8.

FORSCHUNGSGEBIET

Die antike Steinschneidekunst ist heute ein eigenes Forschungsgebiet im Rahmen der Archäologie. Die kostbaren Steine sind in Schatzkammern und staatlichen Einrichtungen aufbewahrt, und die Ergebnisse dieser Forschungen stehen einem interessierten Publikum zur Verfügung. Die antike Glyptik erfuhr im Mittelalter, in der Renaissance und im Barock eine wahre Blüte. Und doch: Aufgrund ihrer Kostspieligkeit in der Anfertigung war diese Art der Reproduktion ein Refugium und Privileg der reichen Oberschicht.¹⁹

Besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts änderte sich diese Situation: Die Gemmen galten seit jeher als Quelle für die Erkenntnisse der antiken Kunst. Da sich eine Gemmensammlung nicht jeder Adelige, Geistliche oder freie Bauer leisten konnte, verlegte man sich auf die kostengünstigere Variante der Reproduktionen. So entstand ein weiterer Bereich im Hinblick der Glyptik. Die nun zumeist aus Gips produzierten Kameen – zumeist im Oval geschnitten und mit gelber Goldrandfolie eingefasst, manchmal vom Erzeuger signiert und mit einer laufenden Nummer versehen – waren vor allen Dingen privaten Sammlungen und der Bildung verpflichteten Familien zugänglich. Mythische Szenen und Portraits, zumeist aus der griechischen Antike, wurden dadurch für die breitere Öffentlichkeit bereitgestellt. Diese Beliebtheit war der Ansicht geschuldet, dass das Studium der antiken Kunst den „Geschmack und damit die gegenwärtige Kunst verbessere.“²⁰

Eines war im aufkommenden Klassizismus wichtig: Man musste die Antike wirklich sehen können. Diesem eigentlich einfachen Prinzip standen fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Die Reisen nach Griechenland oder Italien waren nur wenigen Gelehrten oder vermögenden Privatpersonen möglich. Zudem waren solche doch gefährlichen Reisen der Jugend vorbehalten. Illustrierte Bücher waren teuer und auch nicht in großer Zahl erhältlich. Die Abbildungen in diesen Druckwerken waren ungenau und befriedigten den wissensdurstigen Betrachter nicht. In dieser schwierigen Situation, in Ermangelung von originalem Anschauungsmaterial, suchte man dringend nach Lösungen. Kunstinteressierte aus den verschie-

densten gesellschaftlichen Schichten waren bestrebt, ihr Wissen durch Sammlungen „sichtbar“ zu machen und sie als didaktische Unterstützung bei der Vermittlung von Lerninhalten zu nutzen. Diese Form der Wissensvermittlung war bei Gelehrten und Künstlern beliebt. So verwundert es nicht, dass die Hersteller die Anzahl der in den Daktyliotheken enthaltenen Gemmenabdrücke variierten. Abgussammlungen spiegeln also die Konzepte und individuellen Wünsche der Auftraggeber wider. Die Kriterien der Auswahl der Motive, die Qualität der Ausführung und die optisch-inhaltliche Anordnung und Struktur in den vorgefertigten Behältnissen variieren. Jeder Herausgeber entwickelte sein eigenes Ordnungssystem. Manche Hersteller dieser Abgüsse hielten sich an historische Fakten oder sie hoben das bevorzugte Motiv in den Vordergrund. Manche entwickelten dazu selbst ein Konzept und fallen durch die individuelle Zusammenstellung und Anbringung in den dafür vorgesehenen Behältnissen vollkommen aus dem Rahmen. Die Vielfalt bestimmt das Bild. So ist es nicht verwunderlich, dass keine Daktyliothek in ihrer Aus- und Einrichtung exakt einer anderen gleicht.

GEMME

Eine Gemme (lateinisch *gemma*: Knospe, Edelstein) ist ein geschnittener Schmuckstein bzw. ein Edelstein. Die Gemmologie (Edelsteinkunde) und der Gemmarius (Steinkundige) leiten sich davon ab. Eine Gemme ist also ein Schmuckstein, in den das Bildmotiv vertieft eingeschnitten ist. Im Gegensatz dazu wird bei einer Kamee bzw. einem Cameo der Hintergrund des Bildmotivs weggeschnitten, das Motiv ist erhaben.²¹

Gemmen haben den Vorteil, dass sie ob ihrer Kleinheit in der Lage sind, eine Auswahl von wichtigen, antiquarischen Details zu liefern. Szenische Zusammenhänge konnten analog zu noch erhaltenen historischen Sarkophagen schlüssig zusammengestellt werden. Zudem konnte der jeweilige Stil des Künstlers studiert werden. Im frühen Humanismus und besonders im ausgehenden 16. Jahrhundert war die Gemmenkunde ein bevorzugter Gegenstand antiquarischer Erörterungen und Bildpublikationen.²² So



Abb. 7: Rollsiegel
(Foto: P. Roman Nägele OCist)

²¹ Wikipedia, Gemme, <https://de.wikipedia.org/wiki/Gemme> [Zugriff: 13.10.2021].

²² Vgl. Daniel GRAEPLER, Zwischen antiquarischer Gelehrsamkeit und künstlerischer Praxis. Zu Philipp Daniel Lipperts *Dactyliotheca Universalis*, in: Dietrich BOSCHUNG (Hg.), *Archäologie als Kunst, Archäologische Objekte und Verfahren in der bildenden Kunst des 18. Jahrhunderts und der Gegenwart* (Morphomata 30, 2015) 89–118.

²³ Vgl. KOCKEL, *Antike* (wie Anm. 19) 8–13.

²⁴ NÄGELE, *Schaufenster* (wie Anm. 5), 43.

²⁵ Ebd.

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd.

verwendete Baron von Stosch (1691-1757), einer der bedeutendsten Antikensammler des 18. Jahrhunderts, ausschließlich signierte Gemmen, die nach den genannten Künstlern geordnet waren. Dreidimensional, in gleicher Größe und leichter lesbar als das Original war damit der Gemmenabdruck die perfekte Form von antiken Reproduktionen überhaupt.²³

GLYPTIK

Glaspaste, Gips, Schwefel oder Siegellack wurden verwendet und waren allgemein anerkannte Materialien. Aus ihnen wurden herzeigbare Abdrücke antiker Gemmen, Kameen, Büsten und Statuen angefertigt.²⁴

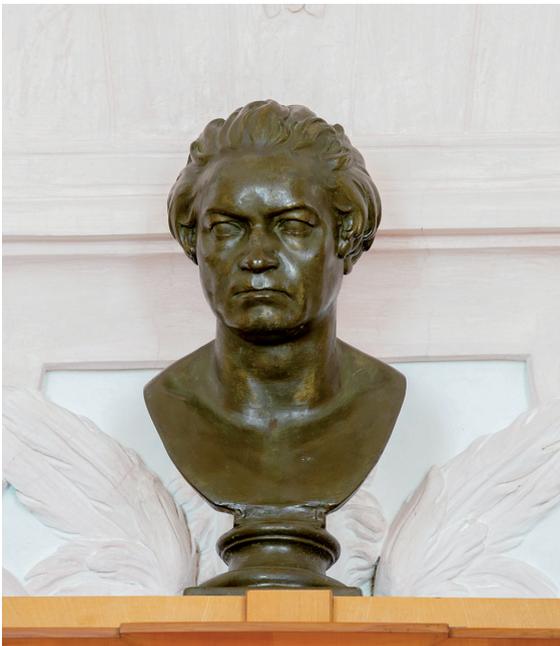
Es werden zwei grundsätzliche Typen unterschieden:

- 1) die großen Enzyklopädien, die mehrere Tausend Abdrücke enthalten;
- 2) neben diesen großen Sammlungen entwickelten sich kleine finanzierbare Daktyliotheken.

Zur Glyptik ist außerdem noch anzumerken, dass auf Blättern aus festem Papier Siegellackabdrücke hergestellt wurden. Dies war der kostengünstigste, finanzierbarste und einfachste Weg, um bekannte historische Persönlichkeiten und Ereignisse bekannt zu machen und unter die Leute zu bringen.²⁵

Steinschneider, die sich dem Klassizismus verpflichtet fühlten, widmeten sich gerne ausgesuchten mythologischen Themen der Antike.²⁶ „Reproduktionen berühmter Statuen waren ebenso zu finden wie Portraits vergessener Größen.“²⁷ Dabei war es wichtig, die antiken „an bevorzugter Stelle“ zu platzieren. Die Bildnisse entzückten nicht nur den kultivierten Genießer. Diese Kleinobjekte wurden in den Unterrichtseinheiten von den Lehrenden als didaktisches Hilfsmittel genutzt. Manche Konzepte waren zeitlos und überlebten so manche Moderichtung. Manche Ideen wurden neu aufgelegt, angeordnet, adaptiert und ältere Formen weiterentwickelt. Besondere Bedeutung hatte die

Abb. 8: Glyptik, Beethoven in der Stiftsbibliothek
(Foto: P. Roman Nägele OCist)



Weiterentwicklung der Reproduktionstechnik. Spezielles Augenmerk wurde auf die Dreidimensionalität der antiken Objekte gerichtet.

Entsprechend dem Zeitgeschmack und dem daraus folgenden Kunstverständnis wurden antike Statuen in ihrer Gesamtheit in Gips abgebildet. Das Kunsthandwerk dieser Zeit sah es als vornehmliche Aufgabe, verkleinerte Nachbildungen antiker Objekte in Bronze, Gips, Porzellan oder Kork nachzubilden. Das Erfolgsgeheimnis dieser Herstellung, die in ihrer Menge quasi einer industriellen Fertigung nahekam, lag an der allgemein anerkannten hervorragenden ästhetischen Ausführung. Wenige Objekte galten als schön und wurden aus dieser Ursache reproduziert. Als hervorragend galten nur ganz wenige Statuen. Auf diese Weise entstand eine Abgussammlung ausgesuchter Objekte, die nun reproduziert Eingang in fürstliche und akademische Sammlungen fanden. Uns ist der Unterschied zwischen dem Original und der Kopie wichtig. Zur damaligen Zeit war diese Unterscheidung nicht relevant. Originale haben einen festen Standort. Somit können sie nicht bewegt und auch nicht käuflich erworben werden. Daher war der Besitz eines Duplikats erstrebenswert und ausreichend. Wichtig war das Abbild der Antike.²⁸ Diese Wertschätzung des Kunstliebhabers der Kopie gegenüber hielt im 19. Jahrhundert an. In Paris, Berlin und Wien wurden aufwändige Ausgaben der Daktyliotheken zusammengestellt.

Besonders im 19. Jahrhundert, als archäologische Universitätsinstitute entstanden, wurden die Daktyliotheken für deren Unterricht wichtig.²⁹ Eine wissenschaftliche Reihe, in der die wichtigsten Neufunde in Abdrücken publiziert werden sollten, war in Rom sogar geplant.³⁰ Gemmenschneider und Verkäufer von Daktyliotheken waren bemüht, berühmte Skulpturen des Altertums und der Renaissance abzubilden.³¹ Hier wurde die schon in der Antike geübte Praxis, Bildnisse und

²⁸ Für den gesamten Absatz gilt NÄGELE, Schaufenster (wie Anm. 5), 43.

²⁹ Ebd.

³⁰ KOCKEL, Antike (wie Anm. 19), 12.

³¹ Ebd., 13.

Abb. 9: Siegel
(Foto: P. Roman Nägele OCist)



³² Ebd., 13.

³³ Ebd.

³⁴ Ebd.

³⁵ NÄGELE, Schaufenster (wie Anm. 5), 43.

³⁶ Ebd.

³⁷ BAUER-BESTLE, „Daktyliothek“ (wie Anm. 2), 59.

³⁸ Ebd.

³⁹ Ebd.

⁴⁰ Adolf FURTWÄNGLER, Meisterwerke der griechischen Plastik (Kunstgeschichtliche Untersuchungen, Leipzig 1893).

⁴¹ NÄGELE, Schaufenster (wie Anm. 5), 43.

LITERATUR:

Allgemein

Valentin KOCKEL–Daniel GRAEPLER (Hg.), Daktyliotheken. Götter & Caesaren aus der Schublade. Antike Gemmen in Abdrucksammlungen des 18. und 19. Jahrhunderts (Ausstellung, die im Sommer 2006 im Römischen Museum Augsburg und 2007 in der Staats- und Universität, München 2006).

Matthias BUSCHMEIER, Schubladenklassizismus oder Das Festhalten der Antike. Die Gemme als Sammel-, Bildungs- und Konsumobjekt der Goethezeit (Euphorion 107, 2013) 81–104.

Daniel GRAEPLER, Zwischen antiquarischer Gelehrsamkeit und künstlerischer Praxis: Zu Philipp Daniel Lipperts Daktyliotheca Universalis, in: Dietrich BOSCHUNG (Hg.), Archäologie als Kunst, Archäologische Objekte und Verfahren in der bildenden Kunst des 18. Jahrhunderts und der Gegenwart (Morphomata 30, 2015) 89–118.

Ulf R. HANSSON, Die Quelle des guten Geschmacks ist nun geöffnet: Philipp Daniel Lipperts Daktyliotheca Universalis 1755–1776, in: Fanni FAEGERSTEN–Jenny WALLENSTEN–Ida ÖSTENBERG (Hg.), Tankemönsster. En festskrift till Eva Rystedt, übersetzt von Jorun Rebekka Ruppel (Lund 2014) 92–101.

James TASSIE, Daktyliothek, 1786/87, in: Maraike BÜCKLING–Eva MONGI-VOLLMER (Hg.), Schönheit und Revolution. Klassizismus 1770–1820 (München 2013) 84–87.

Statuengruppen auf das Kleinformat zu bringen, fortgesetzt.³² Im Klassizismus dehnten Künstler diesen Gedanken auf weitere Bereiche aus: Gemälde oder römische Großbauten wurden in miniaturisierter Form umgesetzt.³³ Die Abdrücke wirkten gegenüber den Druckwerken wesentlich luxuriöser.³⁴ Historiker kritisierten jedoch jetzt vermehrt die unbefangene Zusammenstellung von antiken und neuzeitlichen Steinen.³⁵ Der Kult des Originals, dem wir uns heute eher zugehörig fühlen, beendete allmählich die Anfertigung der Kopien.³⁶ In der Wissenschaft wandte man sich eher der Skulptur und der Vasenmalerei zu. Am Ende des 19. Jahrhunderts ließ das Interesse an Gemmensammlungen und deren Abgüssen offenbar nach. Einträge in den Lexika sind in den nachfolgenden Jahrzehnten immer weniger zu finden.³⁷ Die Debatte um echt oder falsch spitzte sich Anfang des 19. Jahrhunderts zu. Der Interessierte konnte zur damaligen Zeit eine echte Gemme von einer Kopie nicht mehr unterscheiden. Die Verunsicherung war groß. Kunstliebhaber fanden nun kaum mehr Artikel oder Literatur dazu.³⁸ Die immer knapper werdende Information über Daktyliotheken führte zum Abflachen des Wissens und die Begriffe traten in den Hintergrund.³⁹ Es blieb Adolf Furtwängler in seinem 1893 erschienenen „Meisterwerke“⁴⁰ vorbehalten, ein zumeist vernichtendes Urteil über den Wert der Daktyliotheken und ihrer Nutzer zu fällen. Das neue Wissensverständnis konnte mit den Kollektionen des 18. Jahrhunderts nichts mehr anfangen. Die Daktyliotheken gehörten in die Schränke der wohlhabenden Italienreisenden und nicht mehr in die Regale von wissenschaftlichen Bibliotheken. „Von hier aus war der Weg dieser Sammlungsart in die Keller und Abstellräume der Seminare und anderer wissenschaftlichen Institute nicht mehr weit. Dort verstaubten sie und weckten vereinzelt erst in jüngster Zeit wieder Interesse.“⁴¹

P. Roman Nägele OCist ist seit 2011 Kustos der Kunstsammlung, Administrator der Handschriftensammlung und Leiter des Musikarchivs im Zisterzienserstift Heiligenkreuz in Niederösterreich.
Kontakt:
p.roman@stift-heiligenkreuz.at

WIE FEIERT MAN EINEN 350-ER?

Das Jubiläum der Ursulinen in Klagenfurt

Nora Pär

Dieses humoristisch formulierte Beitragsmotto soll gewissermaßen als Appetizer für die Jubiläumsfeier zum „Jahrhunderthalbrunden“ der Klagenfurter Ursulinen dienen:¹ Dazu existiert eine beinahe noch druckfrische Festschrift die freundlicherweise von den Ordensgemeinschaften unlängst beworben worden ist.²

Zunächst einmal stellt sich aber die Frage: Wie feiert man einen 350-er? – so ein „Geburtstag kommt nicht alle Tage vor – dazu braucht es einige Überlegungen:

„FAHRPLAN“

Zu Beginn unseres Klosterjubiläumsrundgangs sind vorerst die einzelnen Stationen des „Ursulinischen Jubeljahres“ durchzugehen: Wo wird gefeiert?/ Warum wird gefeiert?/ Wie wird gefeiert?/ Mit welchen Akteuren und Materialien wird gefeiert?/ Was kann – wie – umgesetzt werden?/ Zum Schluss ein kurzes Resümee des ungewöhnlichen Jubiläumsjahres!

„ORT DES GESCHEHENS“

Zunächst einmal zum „Ort des Geschehens“: Die ersten beiden Abbildungen zeigen den Ursulinenkonvent mit der Heiligengeistkirche im Wandel der Jahrhunderte: Das Klagenfurter Kloster ist 1670 von Wien aus gegründet worden. Im Jahr 1695 wurde dann das Salzburger Ursulinenkloster von Klagenfurt aus besiedelt.³

¹ Im Zeichen der Bildung: 350 Jahre Ursulinen in Klagenfurt: <https://www.katholisch.at/aktuelles/131868/im-zeichen-der-bildung-350-jahre-ursulinen-in-klagenfurt> [Zugriff 27.07.2021].

² Nora PÄRR-Peter TROPPER (Hg.), „Soli Deo Gloria – Serviam!“. Festschrift zum Jubiläum 350 Jahre Ursulinen in Klagenfurt (Klagenfurt am Wörthersee 2020).

³ Siehe dazu: Konvent der Ursulinen der Römischen Union in Salzburg (Hg.), 300 Jahre Ursulinen Salzburg. Frauenbilder, Frauenbildung zwischen Tradition und Innovation 1695-1995 (Salzburg 1995).

Abb. 1a: Heiligengeistkirche mit Ursulinenkonvent. Aquarell um 1800. Archiv der Diözese Gurk (Foto: Peter G. Tropper)

Abb. 1b: Heiligengeistkirche mit Ursulinenkonvent (Foto: Rosmarie Schiestl)





Abb. 2: Ordensgründerin Hl. Angela. Ölgemälde 1808. Ursulinenkonvent Klagenfurt (Foto: Peter G. Tropper)

Die Ordensgründerin Angela Merici (1474-1540) findet sich auf einem um 1800 entstandenen Gemälde im Klausurbereich des Klagenfurter Ursulinenklosters. Das Bild zeigt über der Heiligen Angela schwebend links die Heilige Ursula und rechts den Heiligen Augustinus, beides zentrale Figuren der Ursulinesischen Spiritualität. Auf der Himmelsleiter schreiten Klosteraspirantinnen zu den beiden Ordensheiligen hinauf. Diese Szene entstammt einer Vision Angela Mericis die zur Ordensgründung führte.

JUBILÄUMSIDEES

Wie ist nun der „Stein des Jubiläumsjahres“ überhaupt ins Rollen gekommen?

Als ich Mitte 2018 meine Tätigkeit im Ursulinenarchiv begonnen habe, sind mir zahlreiche Festschriftbroschüren in die Hände gefallen. Daran war erkennbar, dass die Schwestern des 1535 am Gardasee gegründeten Ursulinenordens gerne Jubiläen feiern und über ein ausgeprägtes Geschichtsbewusstsein verfügen.

Die Initialzündung hat es aber im Jänner 2019 bei der Abschiedsfeier von Dr. Helga Penz in Herzogenburg gegeben, wo im Rahmen eines Vortrages von Dr. Christoph Kürzeder der Auszug der Landshuter Ursulinen besprochen und ihr geistiges Vermächtnis in Form eines umfangreichen Festschriftbandes gezeigt worden ist.⁴

Der entscheidende Impuls kam dann durch das richtige „333-er-Jubiläum“ der Grazer Ursulinen der Deutschen Föderation, dem seit 1686 existierenden Schwesternzweig der Römischen Union.⁵ Dort feierten die Ursulinen mit einem „Flashmob“ auf dem Grazer Hauptplatz, einer Festschrift und einer gelungenen Feier am 24. Juni, ihrem Gründungstag.⁶ Im Publikum sitzend und stark beeindruckt von diesen Darbietungen erwachte in mir sodann der Gedanke: „*Da könnte man sich ja doch etwas anschauen!*“

Die konkrete Idee zur Umsetzung der Klagenfurter Jubiläumsschrift entstand aber schließlich während eines „After-work-Kaffees“ mit dem Direktor des Archivs der Diözese Gurk, Univ.-Doz. Peter Tropper. Als die Sprache auf Jubiläen kam, und ich von den Grazer Festivitäten be-

⁴ Christoph KÜRZEDER (Hg.), Zugeneigt, Leben, Lernen, Glauben im Ursulinenkloster Landshut (Katalog zur Ausstellung des Diözesanmuseums Freising im Kloster der Ursulinen in Landshut 12. Mai bis 11. November 2018).

⁵ Im Jahr 1920 kam es zur Aufspaltung des Ursulinenordens in die (papstnahe) Römische Union und die (bischofsnahe) Deutsche Föderation. Heute gehören die Klöster in Graz und Innsbruck der Deutschen Föderation, die Klöster Wien, Klagenfurt und Salzburg hingegen der Römischen Union an.

⁶ Konvent der Ursulinen der Deutschen Föderation Graz (Hg.), Ursulinen in Graz 1686-2019: 1686 – erste Niederlassung der Ursulinen in Graz. 2019 – ein Innehalten bei 333 Jahren (Graz 2019). 333 Jahre Ursulinen in Graz: <https://www.ursulinen.at/gymnasium-news/333-jahre-ursulinen-in-graz/> [Zugriff: 26.07.2021].

richtete, blickte ich anschließend resignierend in meine Kaffeetasse und sprach meine Gedanken laut aus: „*Ein Jubiläum – da wäre doch eine Festschrift mit dazugehöriger Feier etwas sehr Schönes – das ist aber sicherlich sehr schwierig umzusetzen?*“ Sobald ich diese Worte ausgesprochen hatte, zückte Univ.-Doz. Peter Tropper Bleistift und Notizzettel, um aufzulisten, was wir alles benötigen (Umfang der Festschrift, Finanzierung, Ansprechpartner) – ich fühlte mich wie in einem Wunschtraum!

„MASTERPLAN“

Das Wichtigste war zunächst eine „Deadline“ für die Festschrift und somit ein Jubiläumsdatum für den 350-er der Ursulinen der Römischen Union festzulegen. Nach einigen Überlegungen boten sich zwei Daten an: die Ankunft der Ursulinen im April 1670 schien uns zu knapp, der Beginn des Unterrichtes im Juli desselben Jahres hingegen schien uns besser geeignet für die im Garten geplante Schulfeier. So einigten wir uns auf das letztgenannte Datum. Weil uns der ebenfalls für Anfang Juli geplante „Ironman Austria Triathlon“ aber unerwartet einen Strich durch die Planung machte (gewichtiges Argument seitens der Ursulinen: da wären dann alle Schulkinder beim Marathon und nicht im Kloster), haben wir uns schließlich auf den „Ursulatag“ am 21. Oktober geeinigt.

Einen weiteren wichtigen Schritt stellte die Finanzierung dar, wobei das „Ja“ der Ordensleitung selbstverständlich Voraussetzung für alle weiteren Aktivitäten war. Zusätzliche Unterstützung erfuhr das Projekt aber auch durch tatkräftige finanzielle Zuwendungen von lokalen Einrichtungen wie dem „Josefsverein“.⁷

Als starker Kooperationspartner erwies sich die Diözese Gurk, insbesondere der schon zuvor genannte Archivleiter Univ.-Doz. Peter Tropper mit seinem Team. Für unser „fächerübergreifendes Unterfangen“ konnten wir dankenswerterweise Fachexperten wie die Diözesankonservatorin Dr. Rosmarie Schiestl neben zahlreichen anderen Profis ins „Jubiläums-Ursula-Boot“ holen.

Ganz wichtig für einen Orden, dessen Zusatzaufgabe seit dem Konzil von Trient der Unterricht ist, war es auch die

⁷ <https://www.kath-kirche-kaernten.at/dioezese/organisation/C2775>
[Zugriff: 29.09.2021].

⁸ Wie sehr sich die Lehrerschaft mit dem Ursulinenorden nach wie vor verbunden fühlt veranschaulicht die von drei Mitgliedern des Lehrkörpers herausgegebene Festschrift zum 325-Jahr-Jubiläum: Wilfried KUSS-Margarete KATTNIG-WENDL-Harald TRIEBNIG (Hg.), Die Ursulinen in Klagenfurt. 325 Jahre im Dienst der Erziehung (Klagenfurt am Wörthersee 1995).

⁹ Claudia FRÄSS-EHRFELD (Hg.), Klagenfurt 500. Bulletin des Geschichtsvereins (Klagenfurt am Wörthersee 2018).

Abb. 3a: Einzug der Ursulinen in Klagenfurt. Gemälde im Klausurgang (Foto: Peter G. Tropper)



Schule mit ihren Lehrer*innen miteinzubeziehen. Denn ohne Schüler*innen und Lehrer*innen wäre das Ursulinenarchiv in dieser Form gar nicht existent!⁸

GRUNDLAGEN

Zunächst hat sich nun die Frage gestellt: Welche „Zutaten“ braucht es für ein gelungenes ursulinisches Jubeljahr?

Da ist zum einen die erfolgreiche Kooperation mit unterschiedlichsten Institutionen hervorzuheben, die eine rasche Durchführung unseres Projektes wesentlich erleichterte. In einem nächsten Schritt erfolgte die Auswahl von Materialien, sowohl von „Flachware“ in Form von Bildmaterial und Archivalien, aber ebenso eine repräsentative Auswahl der Zimelien, die in der Festschrift gezeigt werden sollten.

Bei der Autorensuche für die Festschrift sollten sowohl weltliche Fachexperten als auch geistliche Ordensschwester zur Sprache kommen, da die Ordensspiritualität unserer Ansicht nach nicht von einer weltlichen Person alleine, sondern nur im Duo mit einer Ordensangehörigen beschrieben werden kann. Bei der Themenwahl haben wir darauf geachtet, dass ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Wissenschaft und Schule vorhanden ist.

Die Publikation erfuhr durch ihre Anbindung an den Kärntner Geschichtsverein mit seiner äußerst engagierten Präsidentin, der Historikerin Prof. Dr. Claudia Fräss-Ehrfeld, eine gelungene Form. Als Nachfolgebund des Bulletins zum 500 Jahre Klagenfurt Jubiläum stand nun ausreichend Platz für eine ausführliche Darstellung des Wirkens der Ursulinen in Klagenfurt zur Verfügung.⁹

URSULINISCHE KULTURGÜTER

Nach dieser Entstehungsgeschichte gehen wir nun „in medias res“ direkt zu den Kulturgütern der Klagenfurter Ursulinen:

Ursulaschiff

Als identitätsstiftend für das Klagenfurter Ursulinenkloster kann ein Gemälde bezeichnet werden, welches das sogenannte „Ursulaschiff“ veranschaulicht. Der unbekannte Künstler hat hier die Ursulalegende¹⁰ vom Rhein und somit Köln nach Klagenfurt und an den Wörthersee verlegt, wie sich an der Heiligengeistkirche im Hintergrund erkennen lässt.

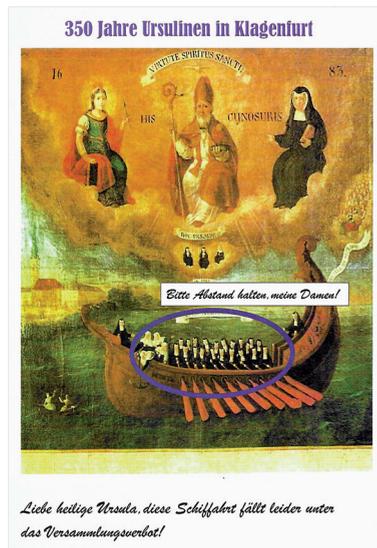


Abb. 3b: Detailsicht Ursulaschiff (Foto: Rosmarie Schiestl)

Abb. 3c: Detailsicht Ursulaschiff (Foto: Rosmarie Schiestl)

Abb. 3d: Bildmontage Ursulaschiff (Nora Pärri)

Laut Bildlegende entstand das Bild 1799. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich der schon in früheren Jahrhunderten vorhandene spezifisch ursulinische Humor, denn hier fischen Ordensschwwestern Postulantinnen aus dem Meer (der Erkenntnis?). Bemerkenswert ist auch die akribisch gestaltete Namensliste der eingetretenen Ordensschwwestern am unteren Gemälderand.

In jüngster Gegenwart ist dieses „ursulinische Schlüsselgemälde“ von der Autorin während des ersten Lockdowns zu Covidzeiten mit Photoshop als Ostergruß ad-

¹⁰ <https://www.st.ursula-wien.at/portal/index.php/stursula/schulerhalter/unsere-ordensgruenderin/hl-ursula> [Zugriff: 30.09.2021].



Abb. 4a: Standuhr im Klausurgang. Ursulinenkonvent Klagenfurt (Foto: Nora Pärri)



Abb. 4b: Detailansicht Standuhr: Ziffernblatt mit Heiligengeistkirche (Foto: Peter G. Tropper)

aptiert worden und hat unter den Ursulinen – sowohl der Römischen Union als auch der Deutschen Föderation – große Erheiterung hervorgerufen.

Domherrenuhr

Im Kloster gibt es Objekte, die „im Vorbeigehen“ zunächst keine besondere Aufmerksamkeit erregen. Sichtet man diese Standuhr im Halbdunkel des Klausurgangs, geht man schnell einmal vorbei an ihr. Bei näherer Betrachtung zeigt sich

aber auf dem Ziffernblatt die Heiligengeistkirche (die sich wie ein roter Faden durch unseren gemeinsamen Kloster-rundgang zieht). Fachkundig versiert, fiel Univ.-Doz. Peter Tropper noch beim Abfotografieren als „dazu passender Urheber“ der von 1889 bis 1899 amtierende Gurker Domherr Valentin Müller (1816-1899) ein, da dieser auch ein leidenschaftlicher Uhrenkonstrukteur war. Es ist gut vorstellbar, dass er diese Uhr für den Ursulinenkonvent gefertigt hat.¹¹

SALZBURGER FILIALGRÜNDUNG

Bedeutsame Kontakte existierten viele Jahrhunderte hindurch zwischen dem Klagenfurter Kloster und seiner Filialgründung Salzburg im Jahr 1695. Insbesondere die Musiktradition ist hier hervorzuheben, da die Ursulinen des Salzburger Gründungsklosters nach musikalischen Aspekten ausgesucht wurden.



¹¹ Dank für Auskünfte an Univ.-Doz. Peter Tropper und Dr. Robert Kluger, beide Archiv der Diözese Gurk.

Abb. 5a: Madonnendarstellung: Muttergottes als Beschützerin des Salzburger Ursulinenklosters. Ursulinenkonvent Klagenfurt (Foto: Peter G. Tropper)

Abb. 5b: Detailansicht Madonnendarstellung: Salzburger Ursulinenkloster mit Markuskirche



Die Verbindungen zum Salzburger Konvent veranschaulicht ein ebenfalls im Klausurgang befindliches Madonnenbild, das die Muttergottes auf der Weltkugel stehend zeigt. Der Betrachter kann im unteren Bildbereich eine Ansicht des Ursulinenklosters Salzburg mit der Markuskirche erkennen.

Bei Recherchen im dortigen Erzbischöflichen Diözesanarchiv im Lesesaal gelang es Kontakt mit Dommusikarchivarin Dr. Eva Neumayr aufzunehmen. In ihren Forschungen konnte sie nachweisen, dass sogar Leopold Mozart eine Arie für eine der Salzburger Ursulinenoberinnen komponiert hat. Sein Sohn Wolfgang Amadeus sollte später als Zwölfjähriger eine eigene „Ursulinenmesse“ für die Klosterschwestern des Wiener Konvents komponieren¹². In Neumayrs Festschriftbeitrag findet sich auch die schicksalsreiche Geschichte der Salzburger Gründungsoberein Maria Augustina Nadasdy (1658-1745) äußerst humorvoll geschildert: Diese sehr musikalisch begabte Oberin geriet wegen „finanzieller Ungereimtheiten“ beim Fürsterzbischof in Unnade, sodass sie ihr Amt 1701 schließlich zurücklegen musste. In einer „Nacht- und Nebelaktion“ ist besagte Nadasdy mitsamt ihrem Instrumentarium ins Klagenfurter Mutterhaus zurückgereist.

Als „Kollateral-Goodie“ der Festschriftvorbereitungen zeigte sich, dass die verschwunden geglaubten (und nun für Neumayrs Festschriftbeitrag benötigten) Musikinstrumente im damals geschlossenen Kärntner Landesmuseum ausfindig gemacht werden konnten.¹³

LEBENDIGE GESCHICHTE – SR. MARIA NOPP (100 PLUS)

Wir nähern uns schon dem „Glanzlicht“ der Ursulinenjubiläumsdokumentation: Dem Museumszimmer mit seiner „lebendigen Geschichte“: Für Historiker*innen, die es gewohnt sind, über längst verstorbene Charaktere zu arbeiten, ist die Begegnung mit einer über hundertjährigen Zeugin ursulinischen Wirkens ein sehr einschneidendes Erlebnis:

¹² Missa brevis in G-Dur, KV 49, der Beinname „Ursulinenmesse“ kommt daher, dass die Uraufführung vermutlich in St. Ursula (Wien I.) stattgefunden hat. Als Besonderheit enthält diese Messe ein Solo, das für eine Basstimme komponiert ist. Tatsächlich hat es im Wiener Kloster eine Sr. Nepomucea gegeben, die als stimmphysiologische Abweichung über eine männliche Basstimme verfügt hat.

¹³ Siehe dazu: Eva NEUMAYR, Ursulinen und ihre Musikkultur am Beispiel des Salzburger Ursulinenklosters im 18. Jahrhundert, in: PÄRR-TROPPEL (Hg.), Soli Deo gloriam (wie Anm. 2), bes. 125-132.

Abb. 6: Museumszimmer.
Ursulinenkonvent Klagenfurt
(Foto: Peter G. Tropper)



Abb. 7: Gruppenbild in der Kapelle des Klagenfurter Ursulinenkonvents (Foto: Pressestelle der Diözese Gurk, Fessel)



Sr. Maria Nopp, hier in einer Aufnahme im sogenannten „Museumszimmer“ das später noch näher erläutert wird. Sie wird von ihren Mitschwestern mit ihren 103 Jahren liebevoll als „unser ältestes Stück“ bezeichnet. Sr. Maria ist eine wichtige Zeitzeugin, denn mittels ihres minutiösen, viele Jahrzehnte zurückreichenden Erinnerungsvermögens ist es ihr möglich, die Zeit des Nationalsozialismus noch gut ins Gedächtnis zu rufen. So konnte im Herbst vor Pandemiebeginn ein ausführliches Interview über die Kriegserlebnisse im Linzer Ursulinenkloster durchgeführt

werden, welches in der Diplomarbeit über Ordensfrauen im Widerstand ist.¹⁴

Auf Abbildung 7 ist eine Gruppenaufnahme der „Klagenfurterinnen“ zu sehen: Da das Ursulinenarchiv eigentlich als eine Art „Familienarchiv“ zu betrachten ist, soll hier auch eine Aufnahme von der Gemeinschaft in der Klosterkapelle gezeigt werden. Diese Kapelle sorgte für Überraschungen: Wie sich beim ersten gemeinsamen Klosterrundgang

mit Dr. Rosmarie Schiestl herausstellte und der Vergleich mit dem Dehio-Handbuch¹⁵ bestätigte, ist die Kapelle in diesem Kulturführer gar nicht verzeichnet, vermutlich weil sie sich im Klausurbereich befindet!¹⁶

MUSEUMSZIMMER ALS GEDÄCHTNISORT

Als „Krönung“ des „ursulinenischen Werkstattberichtes“ kann das sogenannte Museumszimmer der Klagenfurter Ursulinen bezeichnet werden. Die Wertschätzung der Ursulinen für ihre eigene Geschichte spiegelt sich in der internen Bezeichnung dieses Ortes mit „Millionenzimmer“ wider.

Man kann sich das sogenannte „Museumszimmer“ als einen Raum vorstellen, an dessen Wänden sich sowohl hölzerne Bücherregale als auch Wandschränke befinden. Darin werden die Klosterchroniken, die Vasa Sacra, etc. verwahrt. Betritt man den Raum, fallen zunächst einmal

¹⁴ Katharina GREINECKER, *Frauen im Widerstand* (ungedr. Diplomarb. Kath. Privatuniv. Linz 2019), bes. 56-59. Dank an Armin Bernauer (Br. Johannes OFS), Archiv des OFS in Österreich für Durchführung und Aufnahme des Interviews.

¹⁵ Dehio-Handbuch Kärnten, basierend a. d. Vorarb. v. Karl GINHART, neu bearb. v. Ernst BACHER u.a., mit Beitr. v. Paul GLEIRSCHER-Gernot PICCOTTINI-Albrecht WENDL, bearb. v. Gabriele RUSSWURMBIRÓ (Wien 2001), *Dehio Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Kärnten. Topografisches Denkmälerinventar*, hrsg. v. Bundesdenkmalamt, bearbeitet und redigiert in der Abteilung Inventarisierung und Denkmalforschung.

¹⁶ Vergleiche: Rosmarie SCHIESTL, *Sakrales Kulturerbe des Ursulinenkonvents in Klagenfurt. Kirche und ausgewählte Klosterzimelien*, in: PÄRR-TROPPEL, *Soli Deo Gloria* (wie Anm. 2), 105-124.

die schräg an der Decke befestigten Gemälde der „Gut- und Wohltäter“ (darunter Gräfin Maria Franziska Palffy) auf. Darüber hinaus existiert auch ein Archivschrank, in dem die historischen Unterlagen verwahrt werden.

In der Mitte des Raumes stehen einige Tische auf denen Brautkronen, „Kindeln“, Tischkreuze und Monstranzen aufgestellt sind. Dazwischen sind Paramente und Stickerarbeiten ästhetisch ansprechend auf alten, historischen Stühlen drapiert. Besonders zu erwähnen ist hier eine Brautkrone mit dazu passender Fotografie als wichtige Information, wie sie getragen worden ist.

Bemerkenswert ist der Umgang der Ursulinen mit ihrer eigenen Geschichte: So findet sich in der Festschrift zum 325-Jahr-Jubiläum ein doppelseitiges Bild, das die damalige Priorin Mutter Sr. Regina Schmit (1931-2018) und eine Mitschwester im „Millionenzimmer“ beim Bücherstudium zeigt.¹⁷ Diese Form von Selbstinszenierung – im positivsten Sinn des Wortes – spricht sehr für das Geschichtsbewusstsein der Ursulinen, was auch Archivar*innen und Historiker*innen zugute kommt.



Abb. 8: Brautkrone mit Fotografie 18./19. Jhdt. Ursulinenkonvent Klagenfurt (Foto: Nora Pärri)

¹⁷ KUSS-KATTNIG-WEDL-TRIEBNIG (Hg.), 325 Jahre Ursulinen (wie Anm. 7), 64f.

MUSEUMSZIMMER-ZIMELIEN

Anlässlich des Jubiläums möchte ich hier nur einige Exponate und ihre Bedeutung für die Bestandserschließung hervorheben:

Porträt Jakob Rohrmeister (1631-1716): Es zeigt den Stadtpfarrer von Klagenfurt, Beichtvater und ersten Chronisten der Ursulinen. Warum es in diesem Kontext hervorzuheben ist: Dieses Bild mit seiner tragischen Geschichte hat den Anstoß für die Digitalisierungsarbeiten gegeben: Als Univ.-Doz. Peter Tropper vor einigen Jahren mit Erlaubnis der damaligen Priorin Mutter Sr. Regina Schmit dieses Porträt abfotografieren wollte, hatte er



Abb. 9: Jakob Rohrmeister. Faksimile. Ursulinenkonvent Klagenfurt (Foto: Peter G. Tropper)



Abb. 10: Sogenanntes „Kindel“.
Ursulinenkonvent
Klagenfurt (Foto: Nora Pärz)

Abb. 11: Handschriftlicher Eintrag
Kaiserin Maria Theresias am
13. Juli 1765 mit ihrem
Regierungsmotto „iustitia
et clementia“ (Gerechtigkeit
und Milde) in das Herz-
Jesu-Bruderschaftsbuch.
Ursulinenkonvent Klagenfurt
(Foto: Peter G. Tropper)

ein „Schockerlebnis“: Denn es war nur noch die Farbphotokopie, nicht aber das Original im Bilderrahmen vorhanden. Das hat bei unserer ersten Kontaktaufnahme zu der Überlegung geführt, auf alle Fälle eine Sicherheitskopie der Klosterchroniken anzufertigen. In weiterer Folge sind dann Pläne zu einer umfangreichen Digitalisierung entstanden, die auch der Bestandssicherung dient.

Da der Konvent der Ursulinen nun freundlicherweise in den KHM-Notfallverbund aufgenommen worden ist, waren die Anschaffung einer gut funktionierenden Alarmanlage sowie weitere Sicherheitsvorkehrungen durchführbar.¹⁸

Kindeln: Von allen ursulinischen Kostbarkeiten sind hier insbesondere die „Trösterleins“ oder sogenannten „Kindeln“ hervorzuheben. Sie befinden sich wie kleine Schneewittchen in kunstvoll dekorierten Glaskästen und sind mit Wechselkleidung ausgestattet. Es wird der Leserschaft dieses Artikels bekannt sein, dass diese Kindeln den neueingetretenen Klosterfrauen in der Barockzeit und auch später noch in ihre Klosterzellen mitgegeben wurden, damit der Mutterinstinkt nicht verkümmert. Das ist eine Sache, die die Autorin beim Vorstellungsgespräch im Maurer Ursulinenkloster (Wien XIII.) doch sehr berührt und ihr bisheriges Bild von „unmütterlichen“ Ordensschwwestern widerlegt hat.

Bruderschaftsbuch: Der Eintrag Kaiserin Maria Theresias (1717-1780) ins Herz-Jesu Bruderschaftsbuch mit ihrem Motto „*iustitia et clementia*“ wird auf einem der Museumsstücke aufgeschlagen präsentiert, daneben befindet sich eine zum 300. Geburtstag der Kaiserin von der Österreichischen Post herausgegebene Jubiläumsbriefmarke.

NACHHALTIGES: INVENTARISIERUNG UND ERSCHLIESSUNG

Als Resümee lässt sich eine positive Wechselwirkung zwischen den einzelnen angewandten „Zugangsarten“ feststellen: Es haben sich viele „Kollateral-Goodies“ ergeben: Wichtig war der Inventarisierungsstart anhand der Objektauswahl für die Festschrift: Dies hat den Anstoß zur einer Generalinventarisierung („Vom Keller bis zum

¹⁸ Notfallverbund Österreichischer Museen und Bibliotheken: <https://www.notfallverbund.at/> [Zugriff: 26.07.2021]. Studententag in Salzburg am 29. Jänner 2020, Dank für Vermittlung an Peter Tampier, Kunsthistorisches Museum Wien.

Dachboden“) der ursulinenischen Kulturgüter gegeben.¹⁹ Beim Archivbestand soll zunächst eine Groberschließung, später eine Feinerschließung erfolgen, ebenso beim Katalogisieren des Buchbestands. Es lässt sich somit eine erfreuliche Wechselwirkung zwischen Erschließung, Inventarisierung und Digitalisierung feststellen!

¹⁹ An dieser Stelle sei nochmals Dr. Rosmarie Schiestl, Diözese Gurk, ausführlich gedankt.

RÜCKBLICK UND AUSBLICK

Jetzt soll noch ein kurzer Rückblick auf das vergangene Jubiläumjahr gegeben werden. Da wir wie alle anderen auch von den pandemiebedingten Veränderungen des vorigen Jahres betroffen waren, konnten wir nur einige unserer Wünsche umsetzen:

Geplant war – nachdem bereits eine Buchpräsentation in der Heiligengeistkirche im engsten Rahmen am Ursulitag, dem 21. Oktober 2020 stattgefunden hatte – im Juli 2021 ein Festgottesdienst im Klagenfurter Dom mit anschließender feierlicher Prozession ins Ursulinenkloster. Der Jubiläumsgottesdienst ist nun aufgrund der Covid-

Abb. 12: Festschriftpräsentation in der Heiligengeistkirche. (Foto: Pressestelle der Diözese Gurk, Fessl)



19-Bestimmungen in kleinem Rahmen abgehalten und per Lifestream für die Schüler*innen und Lehrer*innen übertragen worden. Angela Mericis ermunternde Worte: *Seid durch das Band der Liebe untereinander verbunden* wurden in ein *Seid durch das Breitband des Internets miteinander verbunden* umgewandelt. Das Gartenfest mit Musik und Kulinarik in Gestalt von Ursulinenbrezeln und Nonnenkräpfen musste bis auf weiteres verschoben werden.

Das Jubiläumsjahr mit seiner Festschrift versteht sich als Auftakt zu einer umfassenden Ordensdarstellung, mehrere Beiträge dazu befinden sich bereits in Arbeit. Zu einer Manifestation der Ursulinengeschichte soll es in Form eines „Ursulinenmuseums“ kommen: Geplant wäre der Umbau des Museumszimmers außerhalb des Klausurbereichs straßenseitig begehbare Schauräume, die den Ursulinenschulkindern oder auch sonstigen Interessierten eine mögliche Antwort auf die Frage: *„Wer sind bzw. waren denn die Ursulinen?“* geben.²⁰

Zum Schluss lassen wir die Ordensgründerin Angela Merici selbst zu Wort kommen: Wieder einmal erweisen sich ihre Worte aus dem Jahr 1540 zukunftsweisend und aktueller denn je: *Und wenn es sich gemäß den Zeiten und Bedürfnissen ergeben sollte, etwas neu zu ordnen oder anders zu machen, so tut es klug und nach guter Beratung.* Und nicht zuletzt ihre ermutigenden Worte für alle im Kulturgüterschutz Tätigen: *Setzt das begonnene Werk freudig und mutig fort und tut dies aus ganzem Herzen!*

²⁰ Diese zentrale Fragestellung wurde bereits im Vorstellungsgespräch mit Beantwortungswunsch seitens des Ursulinenordens geäußert (und gerne von der Autorin aufgenommen).

Nora Pärr studierte Geschichte und Germanistik an der Universität Wien und ist seit 2018 als Archivarin und Bibliothekarin im Konvent der Ursulinen der Römischen Union in Österreich tätig.

Kontakt:

archiv.st.ursula@gmx.at

INVENTARISIERUNGS- PROJEKT IM KARMELITEN- KONVENT IN LINZ

Ein Erfahrungsbericht

Susanne Barabas

1. WIE ALLES SEINEN ANFANG NAHM

Als die Türe zum alten Depotraum im Linzer Karmelitenkonvent geöffnet wurde, ahnte noch niemand, dass das der Auftakt für ein umfassendes Inventarisierungsprojekt sein würde.

Während des ersten Lockdowns im Frühjahr 2020 hat Prior P. Paul Saji Bavakkat¹ das in Vergessenheit geratene Depot wiederentdeckt. Die Motivation Ordnung zu schaffen, wachsende Neugierde und Mut diese Herausforderung anzunehmen, ohne genau zu wissen, worauf man sich da eigentlich einlässt, bildeten letztlich die ideale Ausgangssituation für eine Aufarbeitung und Revitalisierung eines Klosterschatzes.

Zwischen der Wiederentdeckung des Gemäldedepots und dem tatsächlichen Projektbeginn zur Inventarisierung liegt ein halbes Jahr. Zeit, um das Depot erst einmal vollständig zu räumen. Zeit, um die zentimeterdicke Staubschicht vorsichtig zu entfernen, um überhaupt einschätzen zu können, womit man es zu tun hat. Die Überlieferungsbildung hinsichtlich der Gemälde ist dürftig, mündliche Tradition spärlich, die Provenienzen fraglich.

Der Prior des Klosters P. Paul Saji Bavakkat kontaktiert Karin Mayer, die Leiterin des Bereichs Kultur und Dokumentation der Österreichischen Ordenskonferenz, die sich zunächst selbst vor Ort ein Bild macht. Mehrere Begehungen und Besprechungen im Linzer Kloster folgen, bevor sich das Projekt konkretisiert und ein Konzept in Absprache mit dem Provinzrat erstellt wird. Es sieht eine Inventarisierung der Gemälde des alten Depots vor, mit einer Konservierung der Objekte und einer kunsthistori-

¹ P. Paul Saji Bavakkat, seit April 2017 Prior im Karmelitenkloster in Linz.

² Elisabeth Hammer, Kunsthistorikerin, Projektmitarbeiterin im Inventarisierungsprojekt im Karmelitenkonvent Linz 2020–2021.

schen Aufarbeitung. Gemeinsam mit Elisabeth Hammer², die bei diesem Projekt den kunsthistorischen Teil übernimmt, werde ich mit der Abwicklung der Inventarisierung und Konservierung der Objekte vor Ort betraut.

Ein weiteres halbes Jahr später ist die Inventarisierung erfolgreich abgeschlossen und in Folge haben sich viele weitere Türen geöffnet. Schon zu Beginn der Arbeiten ergibt sich ein sensationeller Fund eines barocken Fastentuchs. Das aufgerollte Leinwandbild ist vermutlich ein Alterswerk Bartolomeo Altomontes (1694 Warschau–1783 St. Florian) und ist in einem erstaunlich guten Zustand. Derzeit gibt es Überlegungen das Fastentuch zu revitalisieren und in den liturgischen Ablauf des Kirchenjahres wieder einzubinden. Beratende Gespräche mit der zuständigen Denkmalschutzbehörde sind noch im Laufen.

Und es wird klar: Inventarisierung ist nicht nur eine Bestandsaufnahme und -sicherung, es geht vielmehr um einen Entwicklungsprozess, bei dem Objekte zu Tage gefördert und wieder sichtbar gemacht werden, im eigentlichen wie übertragenen Sinn. Das Depot ist nicht die Endstation der Objekte, sondern sollte mit allen wesentlichen Informationen und Wissen über die Objekte als erweiterte Handbibliothek gesehen werden, aus der nach Belieben geschöpft werden kann. Durch die mühelose Lokalisierung, die kunsthistorische Neubewertung und die Protokollierung des Zustands kann und soll je nach Gusto, Notwendigkeit, Zeitgeist, Thematik, Aktivitäten oder anstehenden Jubiläen eine natürliche Fluktuation entstehen. So kann die Sammlung Schritt für Schritt nach Bedarf restauriert werden.

Die Gemeinschaft der Karmeliten wird durch die Beobachtung der Arbeitsabläufe und durch die Einbindung des einen oder anderen Mitbruders in verschiedenste Bereiche des Arbeitsprozesses involviert. Ein Projekt, dass nicht nur die Klostersgemeinschaft zu großen Teilen in unterschiedlichster Weise miteinbindet und beschäftigt, sondern bei dem gleichermaßen Mitarbeiter wie freiwillige Helfer einen wichtigen Beitrag leisten, vereint mit dem gemeinsamen Ziel zum Gelingen des Projekts beizutragen.

Bei allen Schauplätzen und parallelen Aktivitäten, die rund um das Projekt in Gang gesetzt werden, ist die Ko-

ordination und Kommunikation ein wesentliches Element. Die tatsächliche Umsetzung wird aber erst durch die motivierte und positive Einstellung aller Beteiligten zum Projekt abseits ihrer Professionalität möglich.

2. VON DER BEGUTACHTUNG ZUM PROJEKT

2.1. Anforderungen

Prior P. Paul führt uns durch den Klausurbereich, wo entlang der Kloostergänge des Linzer Karmelitenkonvents unzählige Gemälde dicht an dicht die Wände säumen. Auf zwei Stockwerken sind rund 150 Objekte aufgestellt, so genau weiß es niemand. Die Gemälde des alten Depots verteilen sich über das gesamte 1. und 2. Stockwerk des Klausurtrakts. Die großen Formate lehnen an den Wänden im 1. Stock, manche liegen im Sommerchor, im 2. Stock befinden sich die mittleren Formate, kleine sind die Ausnahme. Auf den ersten Blick stammen die meisten Werke aus der Barockzeit, befinden sich in den unterschiedlichsten Erhaltungszuständen, viele davon sind gerahmt. Die umsichtigen Patres haben die Gemälde, zum Teil schon thematisch geordnet, aufgestellt. Große Zyklen von der hl. Teresa von Ávila und dem hl. Elijá, zwei wichtige Protagonisten unter den Hauptheiligen der Karmeliten, Kreuzwegstationen, Heiligenbilder, christliche Szenen, Grafiken, Drucke etc. Insgesamt eine beeindruckende Fülle an Bildern. Manche stechen durch die hohe Qualität der Malerei hervor, bei anderen ist eine erste Einschätzung durch den starken Oberflächenschmutz nur bedingt möglich.

Im Laufe der Zeit tauchen in anderen Lageräumen, Gästezimmern und Kellern weitere Gemälde, Rahmen, Grafiken, Fotografien und Urkunden auf, die auch inventarisiert werden sollten. Schlussendlich wird entschieden, dass es sinnvoll ist, auch diejenigen Bilder, die im Haus hängen, also streng genommen dem „Hausinventar“ zuzurechnen sind³, ebenfalls miteinzubeziehen. Schließlich haben Objekte im Depot wie auch die, die im Haus hängen, keinen unwiederbringlichen fixen Standort, bilden also

³ Dem sog. Hausinventar wird das gesamte Kunst- und Kulturgut des Konvents hinzugerechnet. Das beginnt bei der Aufnahme und Beschreibung der „Außenhülle“, der Architektur und den architektonischen Elementen wie Stiegenhäuser, Gänge bis zum Mobiliar inkl. Bildern.



Abb. 1: Klausurgang 2. Stock, kleine Formate lehnen links und rechts an den Wänden. Karmelitenkonvent Linz (Foto: Barabas)

Abb. 2: Klausurgang 1. Stock, große Formate lehnen links und rechts an den Wänden. Karmelitenkonvent Linz (Foto: Barabas)



eine Einheit. Innerhalb dieser Masse soll und kann es immer wieder Bewegungen der Objekte und Verschiebungen von Standorten kommen, deshalb ist eine Trennung innerhalb des Bestands aufgrund des aktuellen Aufenthaltsortes nicht ratsam.

Der Umfang des Bestands erweitert sich bis zuletzt stetig und zeichnet sich erst mit dem Ende der Inventarisierung mit 248 Objekten ab. Es kristallisieren sich bald natürliche wie notwendige Abgrenzungen zu den verschiedenen Bestandsgruppen heraus. So sind beispielsweise das Kircheninventar und die Kapelleninventare ausgenommen und sollen in einem späteren Projekt eigens behandelt und systematisch aufgenommen werden. Ebenso wird mit dem Hausinventar verfahren, hier mit Ausnahme der im Haus hängenden Gemälde, Grafiken, Drucke und Zeichnungen usw.

Die Anforderungen sind klar definiert: von jenen Objekten des alten Depots soll ein Inventar erstellt werden, inklusive einer konservatorischen und kunsthistorischen Bearbeitung.⁴ Diese Inventarisierung steht im Einklang mit den Empfehlungen zur Sicherung und zum Schutz des kulturellen Erbes der Kirche, die sowohl im Codex Iuris Canonici⁵ (CIC) festgehalten sind und durch die Päpstliche Kommission der Kulturgüter von 1998⁶ bekräftigt wird.

2.2. Vorbereitungen

Zuerst werden Vorbereitungen für den improvisierten Arbeitsplatz im Konvent getroffen, die die notwendige Infrastruktur und wichtigsten Utensilien für den reibungslosen Beginn der Tätigkeit vorsehen:

- *Arbeitsraum mit Stromversorgung* (für Beleuchtung, Computer, Staubsauger, Kabelrolle)
- *Wasserleitung in der Nähe* (wäre praktisch nicht zwingend)
- *Großer Arbeitstisch oder Platte auf Holzböcken* (eventuell zwei, wenn der Platz es zulässt), *Lampen* (Tageslicht)
- *Abdeckmaterialien und Abstandhalter* (Karton oder Pappe, Pack- und Seidenpapier)
- *Reinigungsutensilien* (Pinsel, Staubsauger mit HEPA-Filter)

⁴ Die Handreichung der Hochschule der bildenden Künste in Dresden war für die Projektvorbereitungen hilfreich. Sandra MÜHLENBEREND (Projektleitung), Handreichung. Bestands- und Zustandserfassung von Gemälden sowie konservatorische Erstmaßnahmen in universitären Sammlungen (Arbeitsgruppe BMBF-Projekt „Körper und Malerei“, Dresden 2018), online unter <https://wissenschaftliche-sammlungen.de/de/service-material/materialien/bestands-und-zustandserfassung-von-gemaelden-sowie-konservatorische-erstmassnahmen-universitaeren-sammlungen-2018> [Zugriff: 29.9.2021]. Ebenso: Deutscher Museumsbund e. V. (Hg.), Leitfaden für die Dokumentation von Museumsobjekten – von der Eingangsdokumentation bis zur wissenschaftlichen Erschließung (Deutscher Museumsbund e. V., Berlin 2011), online unter: <https://www.museumsbund.de/leitfaden-dokumentation-von-museumsobjekten-2011/> [Zugriff: 29.9.2021].

⁵ CIC 1983, Can. 1283 und 1284; online unter: <https://www.codex-iuris-canonici.de/>, oder https://www.vatican.va/archive/cod-iuris-canonici/cic_index_ge.html [Zugriff: 29.9.2021] und CIDOC, Inventarisierung Schritt für Schritt (Übersetzung aus: ICOM, Code of Professional Ethics, 1990, S. 31, Nr. 6.2), online unter <https://www.museumsbund.at/uploads/standards/CIDOC-Inventarisierung.pdf> [Zugriff: 29.9.2021].

⁶ Inventarisierung und Pflege des kirchlichen Kunstgutes, Verlautbarungen und Dokumente, in: Arbeitshilfen Nr. 228, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Bonn 2008), S. 27, online unter: https://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/veroeffentlichungen/arbeitshilfen/AH_228.pdf [Zugriff: 29.9.2021].

Ein Bibliotheksraum im zweiten Stock wird als Arbeitsraum kurzerhand umfunktioniert, die den Anforderungen bestens entspricht. Mit der Zeit stellt sich heraus, dass ein zweiter Arbeitsraum im 1. Stockwerk speziell für die großen Formate notwendig ist. Die gut 50 Großformate mit durchschnittlich 2–3 m Höhe und dementsprechender Breite passen nicht ohne weiteres durch das enge Stiegenhaus in den Arbeitsraum im 2. Stock. Ein provisorisches Atelier im Sommerchor schafft schnell Abhilfe.



Abb. 3: Provisorisches Atelier, Sr. Magdalin bei der konservatorischen Arbeit. Karmelitenkonvent Linz (Foto: Barabas)

Aus praktischen Gründen wurden schon bei der Räumung des alten Depotraums die Gemälde nach Größe in die verschiedenen Stockwerke zur Ansicht verteilt. Gemäß dieser „natürlichen Trennung nach der Größe“ folgt ebenso aus praktischen Überlegungen die konservatorische Bearbeitung und Aufnahme der Gemälde ins Inventar.

2.3. Strukturierung – Konzept

Eine wichtige Vorbereitungsmaßnahme im Vorfeld ist die Erarbeitung einer Systematik, die den Datenblättern zu Grunde liegt. Angepasst an die ICOM Ethik-Standards⁷ sollten die Datenblätter zu jedem Objekt in kompakter Form alle Daten gut und übersichtlich aufbereiten. Das Datenblatt setzt sich aus vier Teilen zusammen: Metadaten, Fotodokumentation, Zustandsprotokoll (inklusive einer Auflistung der konservatorischen Maßnahmen und der Einteilung in eine von drei Schadenskategorien) und kunsthistorischer Befund. In den Datenblättern wird speziell beim Zustandsprotokoll auf eine Standardisierung des Vokabulars und eine gleichbleibende Abfolge der möglichen Schadensbilder und Maßnahmen geachtet.⁸



Abb. 4: Provisorisches Atelier im Sommerchor für die großen Formate. Karmelitenkonvent Linz (Foto: Barabas)

⁷ ICOM Code on Ethics, online unter <http://icom-oesterreich.at/publikationen/icom-code-ethics-0> oder <https://www.museumsbund.at/uploads/standards/CIDOC-Inventarisierung.pdf> [Zugriff: 29.9.2021].

⁸ Eine hilfreiche Vorlage für Teile der Datenblätter ist in erster Linie ein unveröffentlichtes Formular für die Zustandserfassung von Mag.a art. Martina Ruttin, Restaurieratelier Schlossgasse in Wien, das sie mir freundlicherweise zur Verfügung stellte.

tation nicht in das Gemälde-Inventar aufgenommen. Die wenigen Handschriften in Kombination mit Fotografie bilden hier eine Ausnahme und werden ins Inventar integriert. Fotografien und Plakate werden dennoch mit weichem Bleistift rückseitig beschriftet, fotografisch erfasst und in säurefreie Archivmappen zwischen säurefreiem Seidenpapier liegend aufbewahrt.

Innerhalb des Verzeichnisses besteht eine Kategorisierung nach sechs Objekttypen:⁹

- Gemälde*
- Zeichnung*
- Druckgrafik*
- Druck*
- Handschrift/Fotografie*
- Rahmen (Zierrahmen)*



Abb. 5: Liegende Aufbewahrung von Papierobjekten in Archivmappen in den Laden eines alten Paramentenkastens. Karmelitenkonvent Linz (Foto: Barabas)

3. ABLAUF – ZEITHORIZONT – PRAXIS

3.1. Vorsortierung des Sammlungsbestands

Bevor mit der praktischen Arbeit der Konservierung und Inventarisierung begonnen werden kann, sind nochmalige Begehungen gemeinsam mit der Kunsthistorikerin Elisabeth Hammer, dem Prior des Karmelitenkonvents in Linz, Prior P. Paul Saji und dem Provinzial P. Alexander Schellerer¹⁰ notwendig. In mehreren Durchgängen werden jene Objekte herausgefiltert, die weder kulturell oder kunsthistorisch interessant sind, noch einen speziellen Bezug zum Orden haben. Besondere Aufmerksamkeit liegt bei diesem Prozess auf der mündlichen Überlieferung innerhalb des Ordens und den Geschichten und Erinnerungen, die den Objekten anhaften. Deshalb ist die Aufstellung der Gemälde gerade im Klausurbereich, wo sich die Brüder und Patres des Konvents für eine geraume Zeit damit beschäftigen können, nicht unwesentlich. Auf Grund all dieser Aspekte wird eine vorerst provisorische Sortierung vorgenommen, die mit fortschreitender Beschäftigung mit den Objekten konkretisiert wird. Bei dieser Gelegenheit werden Pendants und thematisch zusammengehörende

⁹ Die Einteilung der Objekttypen orientiert sich weitgehend an der Einteilung der Albertina in Wien, online unter <https://samm-lungenonline.albertina.at> [Zugriff: 29.9.2021].

¹⁰ P. Alexander Schellerer, seit April 2017 Provinzial der Karmeliten in Österreich.

Gruppen, die noch nicht beisammen stehen, einander zugeordnet. Der Prozess der Klassifizierung, Strukturierung und des Sammelns interner Informationen über die Objekte bildet die Ausgangsbasis, sowohl für die kunsthistorische Bearbeitung als auch für die Inventarisierung. Das gemeinsame Arbeiten direkt mit den Objekten ist speziell anfangs von immenssem Vorteil und erleichtert später die kunsthistorische Bearbeitung anhand der Fotografien.

3.2. Kunsthistorische Herangehensweise

Wo beginnen? Einerseits pragmatisch, sich mit den Bildbeschreibungen den Objekten annähern und andererseits diejenigen Objekte herausgreifen, auf die man zunächst durch die Recherche hingeführt wird; ein Puzzle entsteht, zuerst oft bruchstückhaft, reflektierend auf anderes, bis sich langsam ein Ganzes formt. Viele Arbeitsschritte können nach der ersten Phase mit dem Fotomaterial in Homeoffice durchgeführt werden, unterbrochen von regelmäßigen Besprechungen und der Arbeit mit den Originalen vor Ort. Später, nach dem Einlesen in die großen Zyklen des hl. Elija und der hl. Teresa von Ávila, ist es an der Zeit, in die großen Serien einzutauchen. Neben der kunsthistorischen Bearbeitung geht es hier darum, eventuelle Händescheidung herauszufiltern, zeitliche und thematische Zugehörigkeiten innerhalb dieser Einheit zu eruieren und im besten Fall deren Vorlagen aufzuspüren. Nach und nach ergibt sich eine Struktur in der Herangehensweise, bis sich der relativ große Bestand zu lichten beginnt. Durch das intensive Einlesen über den Karmelitenorden und seine Hauptheiligen und der Recherchetätigkeit an den Gemälden, schließt sich oft der Kreis. Zusammenhänge und Gemeinsamkeiten werden sichtbar, manchmal ergeben die Gespräche und Diskussionen mit den Patres interessante Hinweise. Immer wieder kommen neue Objekte hinzu, die nach einer gemeinsamen Begutachtung und Bewertung ins Inventar aufgenommen werden. Vieles wird eben auch nicht aufgenommen.

Zeitzeugen im Konvent, die Hinweise auf fehlende Provenienzen der Objekte geben könnten, gibt es leider nicht mehr. Der Bestand, dem wir heute gegenüberstehen, war schon vor 60 Jahren in dieser Form im Konvent. Vermutlich handelt es sich mehrheitlich um den historischen Bestand des Karmelitenkonvents, teils stammen die Objekte

von aufgelassenen Standorten, manche sind auf Donationen zurückzuführen. In der Hoffnung, etwas mehr über die Provenienzen herauszufinden, wird das Klosterarchiv aufgesucht, aber auch die Durchsicht der Hauschronik bringt leider nicht viel Neues. Mehr Ergebnisse liefert die Literaturrecherche, denn Justus Schmidt hat Anfang der 1960er Jahre sehr detailliert und umfangreich den Bestand in den Linzer Kirchen und Klöstern aufgenommen, eben auch jenen des Karmelitenkonvents.¹¹

Bis auf wenige Ausnahmen (Zierrahmen, Urkunden) werden alle zu inventarisierenden Objekte einer kunsthistorischen Bearbeitung unterzogen. Das Ergebnis, der kunsthistorische Befund, ist Teil der Datenblätter und beinhaltet für jedes Objekt eine Bildbeschreibung, die eine eindeutige Identifizierung des Objekts ermöglicht. Ein Hauptaugenmerk liegt auf der ikonographischen Analyse und der Kontextualisierung der Darstellung, im Besonderen bei historischen Personen und Heiligenfiguren. Wesentliche stilistische Merkmale und Anmerkungen zur Einordnung der Bilder in ein künstlerisches Umfeld wie auch Vergleichsbeispiele können ergänzend hinzukommen. Da die wenigsten Objekte datiert oder signiert sind, basiert der Vorschlag einer zeitlichen Eingrenzung der Werke auf der vorangegangenen kunsthistorischen Analyse. Bilderserien wird ein einleitender Begleittext vorangestellt.

Die zahlreichen lateinischen Schriftbänder oder Schriftzüge auf den Gemälden werden transkribiert und übersetzt und leiten gewöhnlich den kunsthistorischen Befund ein. Auch hier sind es wieder die Patres, die durch ihre wertvolle Unterstützung bei der Transkription und Übersetzung das Projekt aktiv unterstützen.

Gegen Ende der Inventarisierungsarbeit wird gemeinsam eine Empfehlungsliste für die Restaurierung jener Objekte formuliert, die besonderer Aufmerksamkeit aufgrund der kunsthistorischen Bewertung oder des ideellen Werts des Objekts für die Gemeinschaft benötigen.

3.3. Arbeitsablauf der Inventarisierung

Nach der Adaption des Arbeitsplatzes und der Vorsortierung der Objekte beginnt der eigentliche Arbeitsprozess der Inventarisierung und der konservatorischen Bearbeitung der Objekte.¹² Nach einem vorskizzierten Ablauf-

¹¹ Justus SCHMIDT, Österreichische Kunsttopographie, Bd. 36: Die Linzer Kirchen (Wien 1964).

¹² Ein interessanter und hilfreicher Erfahrungsbericht von der Übersiedelung der Depotbestände des Kunsthistorischen Museums Wien nach Himberg sei hier erwähnt, Eva GÖTZ-Elke OBERTHALER, Die Übersiedelung der Depotbestände der Gemäldegalerie von Inzersdorf in das Zentraldepot Himberg, in: Technologische Studien, Kunsthistorisches Museum, Sonderband Depot, Bd. 9–10 (KHM, Wien 2013).

schema aller Tätigkeiten stellt sich nach einigen Objekten eine gewisse Routine in den Arbeitsabläufen ein.

Es beginnt mit einer fotografischen Dokumentation (Vorder- und Rückseite, Details) und die Vergabe der Inventarnummer, die auf der Rückseite, – wenn möglich immer auf der gleichen Stelle, hier links oben, notiert wird. Dies geschieht sowohl am Spannrahmen wie auch am Zierrahmen bzw. auf den Einzelteilen. Im Datenblatt werden die Metadaten zum Objekt eingetragen, d.h. das Objekt mitsamt Zierrahmen (falls vorhanden) wird beschrieben und vermessen. Diese Metadaten dienen neben der detaillierten Bildbeschreibung und der Fotodokumentation zur zweifelsfreien Identifizierung des Objekts. Die darin enthaltenen Daten halten gleichermaßen die notwendigen Informationen bereit, für die Versicherung, die Neu-aufhängung, die Unterbringung im Depot, einen eventuellen Transport oder die Verpackung, falls das Objekt das Haus verlassen sollte (aufgrund einer Restaurierung oder Ausstellung etc.).

Jedes Datenblatt enthält ein Zustandsprotokoll. Darin wird das Objekt Schicht für Schicht von der Trägersubstanz bis zur Oberfläche systematisch erfasst. Ergänzend werden Schädlingsbefall und der Zustand von Keil- bzw.

Spann- und Zierrahmen, falls vorhanden, vermerkt. Ebenso werden die getroffenen konservatorischen Maßnahmen und der Zustand in eine dreiteilige Schadenskategorie eingestuft. Die Konservierung dient zur bestmöglichen Konsolidierung und Stabilisierung des vorgefundenen Zustands, ersetzt jedoch nicht die erforderliche Restaurierung.

Nachdem die Daten und der Zustand aufgenommen sind, wird das Objekt, falls ein Zierrahmen vorhanden ist, ausgerahmt. Es folgen nach entsprechender Anforderung Maßnahmen wie Festigung loser Teile und Sicherung von verlustgefährdeten Stellen mit Japanpapier. Erst dann, wenn alle Teile gesichert und gefestigt sind, kann das Objekt und/oder der Zierrahmen vorsichtig einer Trockenreinigung unterzogen werden.

Abb. 6: Kaschierung eines
Leinwandrisses mit Japanpapier.
Karmelitenkonvent Linz
(Foto: Barabas)



Alle Papierobjekte (Zeichnungen, Druckgrafiken, Drucke und Fotografien/Handschriften) werden ebenfalls ausgerahmt, trocken gereinigt und mit weichem Bleistift rückseitig mit der Inventarnummer versehen. Papierobjekte, die in das Depot wandern, werden nicht wieder gerahmt, sondern zwischen Lagen aus Seidenpapier in säurefreien Archivmappen liegend aufbewahrt.¹³ Als Zwischenlage wurde bei Fotografien ungepuffertes säurefreies Seidenpapier eingesetzt, bei allen anderen Techniken auf Papier kam gepuffertes säurefreies Seidenpapier zur Anwendung. Diese Maßnahme beugt den typischen Papierschäden, wie Stockflecken oder Lichtschäden vor bzw. vermeidet eine Verschlechterung schon vorhandener Schäden. Zugehörige Rahmen, Glas und Rückseitenschutz sind separat im Depot untergebracht.

¹³ Siehe Abb. 6.

Innerhalb der letzten 60 Jahre wurden die ca. 150 Gemälde des alten Depots mehrmals umgesiedelt. Ein Teil der Risse und Dellen an den Gemälden können als Transportschäden verbucht werden, bzw. auf eine unsachgemäße Lagerung zurückgeführt werden.

Abb. 7: Rahmung mit flexiblen Metallspangen. Karmelitenkonvent Linz (Foto: Barabas)

Anfangs stellte sich die grundsätzliche Frage, ob eine Ausrahmung der Gemälde wirklich erforderlich ist und in das zeitliche Korsett passen würde. Die Entscheidung für die Ausrahmung und – nach der Festigung und Reinigung – einer neuerlichen Rahmung mit flexiblen Spangen (bewegliche Metallreiber), anstatt der starren Nägel, stellt sich aus konservatorischer Sicht als sehr gut und äußerst notwendig heraus. Zudem erfordert die starke Staub- und Schmutzschicht der meisten Objekte eine intensive trockene Reinigung durch Pinsel und vorsichtiges Absaugen, die nur im ausgerahmten Zustand wirklich zufriedenstellend durchführbar ist.

Gegen Ende der praktischen Tätigkeit der Konservierung und der Datenerfassung der inventarisierten Objekte vor Ort, entstehen drei Begleittexte zum Projekt. Eine allgemeine Einleitung zum Inventarisierungsprojekt, worin primär die Vorgehensweise und die Systematik der Datenblätter und des Depots dargelegt werden, sowie Leitfäden zu Monitoring und



Handling. Eine Empfehlungsliste für diejenigen Objekte, die bei der Restaurierung bevorzugt werden sollten, liegt ebenso bei, wie Listen der Bezugsquellen der Materialien und der wesentlichen Adressen. Ergänzend zu diesen Begleittexten und -listen werden für den praktischen Umgang mit dem Inventar im Depot Verzeichnisse der Objekte angefertigt, versehen mit den wichtigsten Metadaten und Vorschaubildern. Gemeinsam mit den erstellten Depotplänen liegen sie im Depot auf. Die Datenblätter mit allen Begleittexten und dem fotografischen Material werden sowohl digital als auch in Papierform übergeben (mit Ausnahme der Fotografien) und im Klosterarchiv deponiert.

3.4. Zeithorizont – Arbeitsaufwand

Der Arbeitsablauf des gesamten Inventarisierungsprozesses, also mit Dokumentation, Konservierung, kunsthistorischer Befundung sowie der Planung und anfallender administrativer Tätigkeiten, ist zeitlich knapp veranschlagt. Während die Inventarisierung (inklusive Konservierung, Planung und Administration) in einer 3-Tages-Woche hauptsächlich vor Ort abgewickelt wird, ist der kunsthistorische Part überwiegend in Homeoffice durchführbar.

Es stellt sich heraus, dass der tatsächliche Arbeitsaufwand des Inventarisierungsprojekts anfangs in allen Bereichen etwas unterschätzt wurde und der ursprünglich gedachte zeitliche Rahmen nicht ausreicht. Insbesondere im Bereich der Konservierung betrifft das vor allem die Arbeit an den großen Formaten. Ein weiterer Grund für die zeitliche Ausdehnung des Projekts ist die stete Vermehrung des Bestands, was mehr einem natürlichen und positiven Entwicklungsprozess entspricht. So ist es praktisch wie sinnvoll, in einem Schwung die gesamte „Einheit“ zu erfassen und nicht nur Teile davon. Bei dieser Gelegenheit kann eine klare Abgrenzung verschiedener Bestände – Skulptur, Medienarchiv, Archiv, Kircheninventar, usw. – innerhalb des Konvents gut vollzogen werden und kann als Basis für nachfolgende Projekte dienen.

Für die Inventarisierung und Konservierung werden mir vom Kloster zwei Personen halbtags zur Seite gestellt. Für das Handling mit den großen Formaten wird mir ein tatkräftiger Hausangestellter zur Seite gestellt, dessen Hilfe ich jeweils vormittags dankbar in Anspruch nehme. Eine

zweite Mitarbeiterin findet sich in Schwester Magdalin von der Gemeinschaft Helpers of Mount Rosary. In ihr finde ich eine stets lustige, zuverlässige und unverzichtbare Hilfe bei den konservatorischen Tätigkeiten an den Objekten. Bis zum Projektende sollten insgesamt 30 Personen (Patres, Brüder, Mitarbeiter des Konvents und freiwillige Helfer) temporär am Projekt eingebunden werden. Sie übernehmen viele Aufgaben setzen Ideen und Pläne rasch und ideenreich um und arbeiten zu. Von der Vorbereitung der Arbeitsräume bis zum Einschichten der Objekte in die Depotfächer, der Hilfe bei der Konservierung und Inventarisierung, dem Bau einer neuen Depoteinrichtung, dem Waschen und Bügeln der Baumwollüberzüge, dem Nähen der Hussen, dem Transport der Objekte zum und vom Atelier und Depot, dem „Anziehen“ der Objekte mit Hussen, die Abnahme oder das Aufhängen der Gemälde im Haus, die Anbringung der Korken als Abstandshalter an den Zierrahmen auf den Bildern des Hausinventars, das Abgehen des Hausinventars, die Recherchetätigkeiten, das Erstellen und Laminieren der Kärtchen mit Vorschau Bildern für das Depot, ebenso wie die Kärtchen für die Nummerierung der Fächer, das Organisieren von aussortierter Baumwollbettwäsche für die Hussen etc.

Zu großen Teilen setzt sich der Objektbestand aus gerahmten Ölgemälden mittlerer und großer Formate zusammen. Mit diesen Ausgangsbedingungen lässt sich der Arbeitsaufwand für die Inventarisierung, die auch konservatorische Tätigkeiten beinhaltet, im Schnitt auf 1 bis max. 3 Stunden pro Objekt beziffern. Die ca. 55 Großformate – bis auf wenige Ausnahmen sind alle gerahmt – sind wesentlich zeitaufwendiger als mittlere oder kleine Formate. Zudem ist das Handling bei den großen Formaten nur zu zweit möglich. Eine zeitliche Abstimmung und mehr organisatorischer Aufwand bei der Planung der Arbeitsschritte und Abfolge ist daher notwendig. Der starke Verschmutzungsgrad der Objekte gilt ebenfalls als ein wesentlicher Zeitfaktor, sowie gelegentlich aufwendige konservatorische Maßnahmen wie Planierung und Sicherung von Rissen oder die Festigung von Fehlstellen. Die Aufwendungen, die als administrative Tätigkeiten zusam-



Abb. 8: Korken auf der Rückseite der Zierrahmen als Abstandhalter zur Mauer. Karmelitenkonvent Linz (Foto: Barabas)

mengefasst werden können, sollten ebenfalls nicht außer Acht gelassen werden. Einige Parameter, die für eine zuverlässige Einschätzung des Arbeitsaufwands berücksichtigt werden sollten, seien hier angeführt:

*Objektgröße¹⁴, Zustand, Objekt mit/ohne Rahmen
Anzahl der Mitarbeiter bzw. Helfer und in welchem
Stundenausmaß*

Administrative Tätigkeit (Fotobearbeitung, Pläne zeichnen, Verfassen von Begleitschriften wie Erläuterungen zum Projekt und zur Systematik, Monitoring und Handling, Auswahlprozess zur Bewertung und Begutachtung von Objekten außerhalb des Inventars)

Planung der Neuaufstellung im Depot

Besprechungen, Koordination der Mitarbeiter und Helfer

Einkauf von Materialien

¹⁴ Objektgrößen Linz: kleine Formate < 75cm, mittlere Formate > 75cm, große Formate > 140cm.

¹⁵ Karin Mayer, Bereichsleiterin für Kultur und Dokumentation der Österreichischen Ordenskonferenz.



Abb. 9: Depotkonstruktion für großformatige Kreuzwegstationen mit begehbarem Gang an der Rückseite. Karmelitenkonvent Linz (Foto: Barabas)

4. DEPOTSITUATION – LAGERUNG

Gleich am Projektbeginn wird die Suche nach einem passenden Depotraum im Konvent angeregt, da die Lagerbedingungen des alten Depotraums ungeeignet für den Gemälde- und Rahmenbestand sind (zu warm, zu trocken, zu klein und keine Lüftungsmöglichkeit). In der nördlichen Empore wird ein idealer Depotraum gefunden, mit optimalen klimatischen Bedingungen. Dieser Depotraum hat keine direkte Sonneneinstrahlung, ist frei von Wasserleitungen und ist unbeheizt. Durch seine nordseitige Lage und das dicke Mauerwerk ist mit einem relativ stabilen Raumklima im Jahresverlauf ohne abrupte Klimaschwankungen zu rechnen. Die hohe Raumhöhe und die alten undichten Fenster begünstigen einen natürlichen Luftaustausch, der einer Ansiedelung von Mikroorganismen und Schädlingen vorbeugt.

Gemeinsam mit den Haustechnikern und in Absprache mit Karin Mayer¹⁵ und dem Prior P. Paul Saji wird ein umfassendes Depot- und Aufbewahrungskonzept speziell für den Objektbestand erarbeitet. Anhand der Objektanzahl und -maße werden drei maßgeschneiderte Holzkonstruktionen für den Depotraum angefertigt. Im begehbaren

Obergeschoß der Konstruktionen befinden sich mobile Fächerrahmen mit jeweils fünf Abteilen für die kleinen Objekte. Als Alternative für Erle, Esche oder Zeder wird ein heimisches, lange abgelegenes Fichtenholz ohne Rinde verwendet, mit glatt gehobelter – sonst unbehandelter – Oberfläche. Bei den Depotkonstruktionen wird auf eine vollkommen offene Bauweise geachtet ohne durchgehende Wände oder in sich abgeschlossene Systeme. Die sogenannten Polsterhölzer am Boden verhindern, dass die Objekte direkt am Boden stehen, sondern ausschließlich auf den beiden am Fußboden montierten Holzstreben aufsitzen. Bei einem, zugegeben eher unwahrscheinlichen Wasserschaden im Depot, dient das Polsterholz als Sicherheitsabstand zum Fußboden. Die offene Bauweise und die Polsterhölzer ermöglichen die notwendige Luftzirkulation und erschweren so eine Ansiedelung von Mikroorganismen. Alle Fächerkonstruktionen sind von der Wand versetzt montiert und verfügen an der Rückseite entlang der Wand über einen Zugang. Mehrere Überlegungen sind dafür ausschlaggebend: Zum einen ist das Klima entlang von Wänden erheblich kühler und feuchter als die thermische Situation in der Raummitte. Eine Lagerung direkt an einer Wand ist immer ungünstig, da es unter Umständen zur Bildung von Kondensationswasser führen kann. Zum anderen vereinfacht der zweite Zugang von der Rückseite des Regals die sichere Manipulation von großen und schweren Objekten. Zwei Personen können problemlos größere Objekte ohne ein Ziehen oder Schleifen des Zierrahmens oder Gemäldes auf den Polsterhölzern herausheben.

Die Lagerung der Objekte erfolgt größtenteils im gerahmten Zustand, da der Rahmen eine wichtige Schutzfunktion erfüllt. Bei Hinterglasrahmungen von Papierobjekten werden Zierrahmen samt Verglasung und das Papierobjekt

Abb. 10: Großformatige Kreuzwegstationen mit maßgeschneiderten Hussen und Visitenkarten (Vorschaubild und Inventarnummer). Karmelitenkonvent Linz (Foto: Barabas)

Abb. 11: Zweistöckige Konstruktion für die mittleren Formate, rechts entlang der Mauer ist der Zugang für die Manipulation der Objekte. Karmelitenkonvent Linz (Foto: Barabas)

Abb. 12: Fächer im Obergeschoß des Gemäldedepots für kleine Formate, mit dem Einsatz von säurefreien Zwischenkartons. Karmelitenkonvent Linz (Foto: Barabas)



aus konservatorischen Gründen getrennt aufbewahrt.

Eine ausgedruckte Liste der Objekte mit der Inventarnummer, den wichtigsten Metadaten und einem Vorschaubild ist vor Ort zugänglich. Depotpläne liegen im Depot als Orientierungshilfe auf, die die Aufstellungssystematik im Depot auf einen Blick sichtbar und nachvollziehbar machen.



Abb. 13: Konstruktion befüllt mit Objekten mit maßgeschneiderten Hussen und Visitenkarten (Vorschaubild und Inventarnummer). Karmelitenkonvent Linz (Foto: Barabas)

4.1. Hussen

Als ein elementarer Teil des Aufbewahrungskonzeptes können die Baumwollüberzüge, sogenannte Hussen, gelten. Sie dienen als Staub- und Lichtschutz. Im Museumsbereich kommen hierfür atmungsaktive Vliesstoffe aus Polypropylen zum Einsatz, eine kostengünstigere und umweltfreundliche Alternative ist ein dünner Baumwollstoff, der nicht zu dicht gewebt ist. Die Luftdurchlässigkeit sollte die wichtigste Eigenschaft von Überzügen sein zur Verhinderung von Mikroklima.

Für jedes einzelne Objekt des Gemäldedepots – und vorausschauend auch gleich für diejenigen, die derzeit im Haus hängen – ist eine Husse aus dünner luftdurchlässiger Baumwolle vorgesehen. Aus der Idee, alte schon oft gewaschene Bettwäsche dafür zu verwenden, ist ein umweltfreundliches wie kostengünstiges Upcycling-Projekt entstanden. Die ausrangierte Bettwäsche des Konvents genügt bei weitem nicht für die Anzahl der benötigten Hussen. Der Bestand wird kurzerhand durch Spenden der umliegenden Klöster aufgestockt. Ohne Waschzusätze wird alles in der hauseigenen Wäscherei gewaschen, gebügelt und erst dann verarbeitet. Mit einem wasserresistenten Textilstift, in Hinblick auf einen eventuell später notwendigen Waschvorgang, werden alle Hussen mit der Inventarnummer versehen; möglichst immer an der gleichen Stelle, um die Suche zu vereinfachen. Allen Hussen werden zusätzlich kleine laminierte Kärtchen mit der Inventarnummer und Vorschaubild angeheftet.

Während also die kunsthistorische Bearbeitung und die Inventarisierung und Konservierung der Objekte voran-

schreitet und die Haustechniker die Konstruktionen für das neue Depot eins ums andere umsetzen, erweitert sich der Kreis der zahlreichen Helfer und Mitarbeiter abermals um eine freiwillige Helferin, Teresa Reischel. Sie wird unermüdlich für jedes Objekt anhand von Listen mit den Objektmaßen und -formen die Hussen maßschneidern. Auch ihr wird ein eigenes Zimmer im Konvent als Arbeitsplatz für ihre Bedürfnisse eingerichtet.

4.2. Monitoring – Handling

Bestmögliche Depotbedingungen kombiniert mit einem guten Aufbewahrungskonzept sind Garanten für eine erfolgreiche präventive Konservierung und sparen langfristig Kosten einer Restaurierung. Eine Vielzahl äußerer Faktoren wie Temperatur, Feuchtigkeit, Licht, mechanische wie biologische Schäden beeinflussen den Zerfallsprozess der Objekte. Ein wesentlicher Faktor, der dabei eine Rolle spielt, ist die Raumtemperatur in Verbindung mit der relativen Luftfeuchtigkeit.

Als Richtwerte gelten:¹⁶

**Ideale Depottemperatur und relative Luftfeuchtigkeit:
12°C – 20°C bei einer relativen Luftfeuchtigkeit 45% – 60%**

Wärme gilt allgemein als Beschleuniger von biologischen und chemischen Prozessen, deshalb sollte die Lufttemperatur in Gemäldedepots 20°C nicht übersteigen. Im Hochsommer kann es auch einmal über die Sommermonate wärmer sein, viel wesentlicher ist jedoch, starke Temperaturschwankungen in einem kurzen Zeitraum, d.h. Tag/Nacht oder innerhalb von ein paar Tagen oder auch durch unvorsichtiges Lüften, unbedingt zu vermeiden.¹⁷ Eine einfache und gute Möglichkeit zur Überprüfung des Raumklimas sowie der klimatischen Schwankungen über einen längeren Zeitraum sind kleine Thermo-Hygrometer. Ein solcher *Datenlogger* wird gut zugänglich, nahe der klimatisch aussagekräftigen Raummitte im Depotraum montiert. Das Gerät kann direkt vor Ort abgelesen werden, mittels Datenstick können die Temperaturkurven mit der relativen Luftfeuchtigkeit ausgelesen und gespeichert werden. Die automatische regelmäßige Aufzeichnung lie-

¹⁶ Je nach Materialien und Objektgruppen gelten verschiedene Richtwerte. Hier im Depot handelt es sich vor allem um organische Materialien, d.h. Holz, tierische Leime, textile Gewebe, Papier. Diese sind hygroscopisch, reagieren auf die in der Luft gespeicherte Feuchtigkeit, indem sie bei Bedarf Feuchtigkeit abgeben oder aufnehmen. Starke Klimaschwankungen oder Werte außerhalb der Richtwerte führen zu typischen Schadensbildern. Ein Leitfaden der Objektpflege mit Tabelle der empfohlenen Werte, in: Martina NICCA, Objektpflege: Bewahren, konservieren, restaurieren. Ein Leitfaden für die Bündner Museen, Rätisches Museum, online unter https://www.tirol.gv.at/fileadmin/themen/kunstkultur/abteilung/Ausschreibungen/Museumportal_Objektpflege.pdf [Zugriff: 29.9.2021].

¹⁷ Schwankungen innerhalb der Idealwerte sind ebenso schädlich, wenn sie in einem kurzen Zeitraum stattfinden. Die Richtwerte sind ein Zugeständnis für alle „natürlichen Raumverhältnisse“ ohne automatische Klimaanlage und technologisch ausgeklügelte sterile Räume. Schwankungen in dieser Breite sind nur innerhalb eines langen Zeitraums übers Jahr zu akzeptieren.



Abb. 14: Fraßmehlhäufchen.
Karmelitenkonvent Linz
(Foto: Barabas)

fert einen aussagekräftigen Überblick über die Schwankungsbreite und Problemzeiten über das Jahr hinweg. Für die regelmäßige Kontrolle und das Auslesen der Daten ist ein Pater zuständig. Konkrete Strategien sind neben einem klimatisch geeigneten Depotraum und optimaler Lagerung der Objekte, regelmäßige Kontrollen von Spuren eines Schädlingsbefalls, wie z.B. Häufchen von Fraßmehl am Boden. Ebenso sind die regelmäßige Reinigung von Depoträumen (immer trocken und Staubsauger mit HEPA-Filter) sowie die korrekte Handhabung von Objekten ein relativ einfaches wie effektives Instrument für optimale Lagerbedingungen.

Die wichtigsten Punkte die Reinigung von Kulturgut betreffend:

- Verwenden Sie keine handelsüblichen Putzmittel wie Seifen, Möbelpolituren, Lederpflegemittel, Scheuer- oder Poliermittel!
- Keine wässrige Reinigung! Verbannen Sie die feuchten Lappen! Nur weil das immer so gemacht wurde, ist es noch lange nicht gut.
- Reinigen Sie ausnahmslos trocken, mit Staubwedeln aus Schafwolle, kleinteiligere Objekte mit Ziegenhaarpinsel ohne Druck auf die Oberfläche auszuüben.
- Reinigen Sie von innen nach außen, von oben nach unten (Ziegenhaarpinsel, wie auch die Schafwollwedeln können bei Bedarf mit einer milden Seife wie z.B. Eubos mit der Hand gewaschen werden).
- Bei starker Staubbelastung und nur bei gutem Zustand des Objekts kann man gleichzeitig mit einem Staubsauger, auf der niedrigsten Saugkraftstufe, in genügender Entfernung absaugen. Die Gefahr, ungewollt ein loses Teil miteinzusaugen ist damit reduziert.

Mit Hilfe von aufgestellten Pheromon- und Klebefallen wird das Vorkommen von Schädlingen dokumentiert. Damit kann herausgefunden werden, ob und mit welchen Arten von Schädlingen man es zu tun hat und diese zugleich konkret verorten. Auf dem Depotplan wird der Standort der Fallen, nummeriert und mit Aufstellungsdatum versehen, eingezeichnet, was die Auffindung der Fallen bei der Kontrolle erleichtert.

Ein Leitfaden zu Handling und Monitoring liegt als Begleittext in schriftlicher Form vor.¹⁸ Doch nachhaltiger ist die mündliche Anleitung, wie und wo Gemälde angegriffen, aufgehängt, wie der Depotraum gereinigt, worauf konkret geachtet und was kontrolliert werden sollte.

¹⁸ Eine gute Informationsquelle diesbezüglich ist die Webseite des Museumsbund Österreich, Museumspraxis.at FAQ im Museumsalltag, <http://museumspraxis.at/> [Zugriff: 29.9.2021].

Staub gilt aufgrund seiner organischen Bestandteile als Nährboden für Schimmel und dient als Futterquelle für Schädlinge. Eine regelmäßige Reinigung des Depots ist daher sehr wichtig und kann Schäden vorbeugen, kann aber auch unter Umständen Schäden erzeugen. „Unsachgemäße Reinigung“ z. B. das Fensterputzen im Depot bei Regen oder bei großen klimatischen Abweichungen von Innen- und Außenraum, oder das Abwischen von Skulpturen oder Rahmen mit feuchten Tüchern, statt trocken mit entsprechendem Staubwedel oder Pinsel abzustauben etc. Eine Schulung aller Personen, die allgemein mit der Reinigung von Kunst und Kulturgut u.a. im Depot beauftragt sind, ist deshalb die beste Versicherung gegen sogenannte „Putzschäden“. Die gute Lösung für eine Umsetzung der im Grunde relativ einfachen *Do's and Don'ts* bei der Reinigung, der Handhabung von Gemälden und Rahmen und des Monitorings ist, einen Beauftragten vor Ort zu bestimmen, der sich der Sache annimmt und auf die korrekte Umsetzung ein wohlwollendes und stetes Auge hat. Einen ausführlichen Leitfaden für den richtigen Umgang mit Kunst und Kulturgut in allen Bereichen der kirchlichen Pflege wurde 2020 erarbeitet und liegt als Handbuch „Schöne Kirche“ vor.¹⁹

¹⁹ Heimo KAINDL–Karin MAYER–Rosemarie SCHIESTL (Hg.), *Schöne Kirche. Handbuch zur Pflege kirchlicher Kunst- und Kulturgüter* (Arbeitsgemeinschaft Kirchlicher KonservatorInnen Österreichs Graz–Wien 2020). Orden können dieses Handbuch kostenfrei über das Sekretariat der Ordenskongress beziehen (sekretariat@ordensgemeinschaften.at).

Susanne Barabas studierte Kunstgeschichte und Archiwissenschaft in Wien. Sie arbeitete lange Jahre als Restauratorin für Gemälde und Skulpturen. Seit 2019 betreut sie das Archiv und Teile der Sammlung der Augustiner-Chorherren in Herzogenburg. Seit Oktober 2021 ist sie als Referentin für Kunst und Denkmalpflege im Bereich Kultur und Dokumentation für die Österreichische Ordenskongress tätig.
Kontakt: susanne.barabas@ordensgemeinschaften.at

ABT ROMUALD HORNER VON ST. PETER IN SALZBURG (1876–1901) Verortung und Quellen

Gerald Hirtner

Vortrag gehalten bei der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde am 13. März 2019 in der Erzabtei St. Peter.¹

1. VORGESCHICHTE ZU DIESEM BEITRAG

Nihil sine ratione est und so hat auch der heutige Vortrag eine Vorgeschichte: Seit 1960 ist Prof. Dr. Adolf Hahl in St. Peter tätig, davon die vergangenen 50 Jahre als Bibliothekar bzw. Bibliothekskonsulent.² Mit Zustimmung der vorgesetzten Stellen konnte Prof. Hahl für eine zeitweise Mitarbeit im Stiftsarchiv gewonnen werden. Sein umfangreiches Wissen zur Hausgeschichte und seine profunden paläografischen Kenntnisse waren und sind für Erschließungsarbeiten viel wert. Folglich übertrug ich ihm die Erschließung der Tagebücher des Abtes Romuald Horner aus zweierlei Gründen: Erstens sind diese Tagebücher aufgrund ihrer inhaltlichen Struktur und vieler Abkürzungen eine schwierige Quelle und können am besten von einem ausgewiesenen Kenner des klösterlichen Lebens bearbeitet werden. Und zweitens zählte das 19. Jahrhundert bislang zu den unterbelichteten Epochen in der Hausgeschichte St. Peters. Um Anfragen zufriedenstellend beantworten zu können, brauchte es eine Erschließungssoffensive. Nachdem die Tagebuchbände einer reversiblen Restaurierung unterzogen worden waren, übergab ich sie einzeln an Herrn Prof. Hahl, der sie von Dezember 2015 bis Mai 2017 detailliert registrierte.

Nun hielt ich das Werk aber für unvollständig, würde es nicht einer interessierten Öffentlichkeit bekannt gemacht werden. Aus diesem Grund regte ich bei Herrn Prof. Hahl an, einen Vortrag über Abt Romuald Horner und seine Tagebücher zu halten. Seine Zusage verknüpfte Prof. Hahl mit der Bedingung eines geteilten Vortrags, bei dem ich

¹ Der ursprüngliche Doppelvortrag trug den Titel „Die Tagebücher des Abtes Romuald Horner von St. Peter (reg. 1876-1901)“, bei dem Gerald Hirtner den hier wiedergegebenen Vortragsteil hielt und Ko-Referent Adolf Hahl das Kunstschaffen des Tiroler Bildhauers Johann Piger (1848–1932), der im Stil des späten Historismus für das Kloster St. Peter tätig war, beleuchtete. Für den vorliegenden Beitrag wurde das Vortragsmanuskript modifiziert und erweitert.

² Erzabtei St. Peter (Hg.), *Plus librorum. Beiträge von Adolf Hahl zur Salzburger Kunstgeschichte* (Salzburg 2013).

den allgemenhistorischen Teil übernehmen sollte. Ich sah mich vor die Wahl gestellt, mich entweder in ein neues Forschungsgebiet einzuarbeiten oder die Gesellschaft um ein spannendes Thema zu bringen. So entschied ich mich für ersteres und hoffe, darin nicht fehlgegangen zu sein.



Abb. 1: Porträtserie von Abt Romuald Horner, o. J., Würthle & Spinnhörn (ASP, Fotosammlung Trattner)

2. (KIRCHEN-)POLITISCHE VORZEICHEN AM ENDE DES 19. JAHRHUNDERTS

Die Amtszeit Romuald Horners von 1876 bis 1901 fällt in eine Zeit rasanter technologischer Entwicklungen. 1876 wurde in den USA (auf der Weltausstellung in Philadelphia) von Alexander Graham Bell das erste funktionstüchtige Telefon präsentiert. 25 Jahre später, 1901, gelang die erste transatlantische Funkübertragung durch Ferdinand Braun und Guglielmo Marconi.

Gleichzeitig war das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts von einem ausgeprägten Konservativismus geprägt, der auch die Geisteshaltung des kirchlichen Würdenträgers Romuald Horner ist. Als Beispiel dafür führe ich die kurze Personenbeschreibung auf der Rückseite des Sterbebildchens auf den 1901 verstorbenen Abt an. Sie ist in der Art einer diplomatischen Intitulatio verfasst und gibt nicht nur über Amtsfunktionen des Verstorbenen Auskunft, sondern auch über sein Amtsverständnis: *Romuald Horner, infulierter Abt des Benedictinerstiftes St. Peter in Salz-*

Abb. 2: Sterbebildchen auf Abt Romuald Horner, 1901, Vorderseite (ASP, Sterbebildchensammlung)



burg, Propst zu Wieting in Kärnten, Comthur des Kaiser Franz Joseph-Ordens mit dem Sterne, f. e. geistl. Rath, d. Z. Präses der Benedictiner-Congregation vom hl. Joseph, Visitator des Frauenklosters Nonnberg, Director der Knaben-Erziehungs-Anstalt in der Edmundsburg, Profess- und Priester Jubilar etc. etc.



Diese Intitulatio kann im Sinne einer klaren politischen Aussage interpretiert werden. Die dahinter versteckten politischen Kategorien lauten Ultramontanismus und politischer Katholizismus. Seine Treue zum Kaiserhaus wurde mit dem Kommandeurkreuz des Franz-Joseph-Ordens belohnt – eine der bedeutendsten Auszeichnungen der

Doppelmonarchie (Rang 13 von etwa 80).³ Auch Anklänge des für diese Zeit charakteristischen Militarismus sind zu hören, wenn die Todesumstände näher benannt werden: Abt Romuald sei *nach langem, aber heldenmüthig ertragenem Leiden selig im Herrn verschieden*. Heldenmut ist ein Schlüsselbegriff des Militarismus, der durch Kaiser Franz Joseph in Österreich-Ungarn, aber vor allem Kaiser Wilhelm II. im Deutschen Reich verkörpert wurde und in alle Gesellschaftsschichten eindrang.

2.1. Papsttum

Die Kirchenpolitik dieser Zeit war geprägt von den Pontifiken Pius' IX. und Leos XIII. Pius IX. (Giovanni Maria Graf Mastai-Ferretti, reg. 1846–1878) berief das 1. Vatikanische Konzil ein „und legte die Unfehlbarkeit des Papstes beim Sprechen vom Hl. Stuhl fest“.⁴ Dieses so genannte „Jurisdiktionsprimat“⁵ führte nicht nur zur Abspaltung der altkatholischen Kirche, sondern unter anderem zu diplomatischen Verwerfungen mit Österreich-Ungarn⁶ und zu einer Eskalation des Kulturkampfes im Deutschen Reich. Unter Pius IX. erreichte die Papstverehrung einen Höhepunkt. Sein mit 31 Regierungsjahren längstes Pontifikat der Geschichte prägte den Katholizismus langfristig und

³ Roman von PROCHÁZKA, Österreichisches Ordenshandbuch, Bd. 4 (München 21979) 282–284.

⁴ Memmo CAPORILLI, Die Päpste – die Konzile – die hl. Jahre, (Übers. v. Anja MALUCK. Trient 2006) 79.

⁵ Hellmut ZSCHOCH, Art. Pius IX., in: Metzler Lexikon christlicher Denker (Stuttgart–Weimar 2000) 562.

⁶ Maximilian LIEBMANN, Von der Dominanz der katholischen Kirche zu freien Kirchen im freien Staat. Vom Wiener Kongreß 1815 bis zur Gegenwart, in: Geschichte des Christentums in Österreich. Von der Spätantike bis zur Gegenwart (Österreichische Geschichte, hg. v. Herwig WOLFRAM, Wien 2003) 361–456, hier 387: „Diverse Versuche des Kaisers, das unwirksam gewordene Konkordat einvernehmlich aufzulösen, schlugen fehl. Daher wurde ein passender Anlaß zur einseitigen Aufkündigung gesucht; diesen fand die Regierung in der Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit auf dem Ersten Vatikanischen Konzil. [... Der Kaiser] strebte grundsätzlich eine Einigung mit der Kirche an, aber mit Papst Pius IX. erschien sie ihm unmöglich.“

steht am Beginn des als Pianisches Zeitalter bezeichneten Jahrhunderts.

Im Unterschied zu seinem Amtsvorgänger versuchte Leo XIII. (bürgerl. Gioacchino Pecci, reg. 1878–1903) dem Katholizismus wieder Anschluss an die gesellschaftlichen Veränderungen zu verschaffen. Richtungsweisend ist die Enzyklika *Rerum novarum* (1891), in der er auf die Probleme der Arbeiterschaft hinwies und an die Verantwortung der Staaten für die Folgen der Industrialisierung appellierte und damit die kath. Soziallehre begründete. Mit der Enzyklika *Aeterni patris* (1879) verhalf er der Neuscholastik zum Durchbruch.⁷ Dass ein Benediktiner aus St. Peter namens Willibald Hauthaler 1886 nach Rom zum Studium historischer Quellen reisen konnte, war nicht zuletzt Leos Entscheidung zur Öffnung der Vatikanischen Archive geschuldet. 1888 wurde ebendiesem Papst von Kaiser Franz Joseph wegen Spannungen mit der Regierung Crispi in Italien Asyl in Österreich angeboten, wobei Leo XIII. Salzburg als Asylort ins Auge fasste.⁸

2.2. Erzbistum Salzburg

In Salzburg wurde nach dem Ableben des Erzbischofs Maximilian Joseph Kardinal Grafen Tarnóczy (1851–1876) der Benediktinerabt Franz Albert Eder (1876–1890) zum neuen Erzbischof gewählt. Dieser erwies sich als Förderer der Orden. In seinem Episkopat hatte die Erzdiözese nicht nur zahlreiche Klostereintritte, sondern auch Neuansiedlungen zu verzeichnen: 1877 das Kloster Goldenstein (Augustiner Chorfrauen), 1873 die Redemptoristen in Maria Kirchenthal, 1889 die Herz-Jesu-Missionare in Liefering, 1883 die Lazaristen in Salzburg, 1886 ebenda das Kloster St. Joseph der Frauen vom Guten Hirten, 1887 die Vöcklabrucker Schulschwwestern in der Stadt Salzburg sowie 1894 die St. Petrus Claver-Sodalität in Lengfelden als Neugründung von Maria Theresia Ledóchowska.⁹ Als Nachfolger des Erzbischofs Albert Eder wurden zwei aus Tirol stammende Geistliche gewählt, die zuvor das Amt eines Salzburger Dompropstes innehatten: Johannes Evangelist Haller (reg. 1890–1900) und Johannes Baptist Katschthaler (reg. 1900–1914). Diese beiden Fürsterzbischofe waren die bislang letzten Salzburger Metropoliten im Kardinalsrang.

⁷ Harald KISCHLAT, Leo XIII., in: Metzler Lexikon (wie Anm. 5) 431–432.

⁸ Erika WEINZIERL, Spannungen in der österreichisch-ungarischen Monarchie 1878–1914, in: Die Kirche zwischen Anpassung und Widerstand (1878 bis 1914) (Handbuch der Kirchengeschichte VI/2, hg. v. Hubert JEDIN, Freiburg–Basel–Wien 1985) 48–58, hier 53.

⁹ Franz ORTNER, Salzburger Kirchengeschichte (Salzburg 1988) 154–155.

¹⁰ Oskar KÖHLER, Die Ausbildung der Katholizismen in der modernen Gesellschaft, in: Die Kirche (wie Anm. 8) 195–264, hier 262.

¹¹ ORTNER, Kirchengeschichte (wie Anm. 9) 158–159.

¹² ASP, Hs. A 89, p. 2: [...] wenn wir nicht recht folgen wollten, wiesen sie uns auf die lebendigen Beispiele des Ungehorsams hin, die wir täglich früh u spät vor uns sahen [...].

¹³ Pirmin LINDNER, Professbuch der Benediktiner-Abtei St. Peter in Salzburg (1419–1856), in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 46 (1906), 1–328, hier 233 (= Nr. 417a).

¹⁴ LINDNER, Professbuch (wie Anm. 13) 234–235 (= Nr. 418).

¹⁵ Archiv der Erzabtei St. Peter in Salzburg (= ASP), Akt 38.

¹⁶ LINDNER, Professbuch (wie Anm. 13) 231–233 (= Nr. 416 a).

In der Politik des Herzogtums Salzburg hatte der Klerus maßgeblichen Einfluss. Manche Kleriker übernahmen politische Ämter: Abt Franz Albert Eder als Reichsrats- und Landtagsabgeordneter und Prälat Alois Winkler als Landeshauptmann 1897–1902, 1909–1919. Bestrebungen um eine katholische Volluniversität, die 1884 mit der Gründung des katholischen Universitätsvereins konkrete Formen annahm und die Papst Leo XIII. mit mehreren Breven unterstützte,¹⁰ führten zum so genannten „Salzburger Kulturkampf“.¹¹

3. ZUR BIOGRAFIE ABT ROMUALD HORNERS

Romuald Horner wurde am 18. Dezember 1827 in Salzburg geboren und auf den Namen Lukas getauft. Sein Geburtshaus war das so genannte „Haselbergerhaus“, das Haus des Spezereiwarenhändlers Stefan Haselberger, in der Chiemseegasse.

Um das Jahr 1830 übersiedelte die Familie in die gegenüber der Kajetanerkirche gelegene Fronfeste, wo der Vater eine Anstellung als Kerkermeister erhielt. Der massive Bau der barocken Fronfeste musste Anfang des 20. Jahrhunderts bei der Errichtung des Justizgebäudes weichen. Der kleine und oft kränkliche Lukas lernte nach eigener Aussage bereits mit vier Jahren das Lesen und Schreiben. Er wurde noch vor seinem fünften Geburtstag eingeschult und durfte auch bald darauf ministrieren, woraus der Wunsch, Priester zu werden, erwuchs. Zuhause kam er zwangsläufig mit den Häftlingen in Kontakt, deren Disziplinierungsmaßnahmen seinen Eltern als Erziehungsmittel dienten.¹²

Den Erstkontakt mit St. Peter hatte er nach eigenen Angaben mit P. Friedrich Barth¹³ und mit dem jungen Fr. Albert Eder¹⁴, dem späteren Abt und Erzbischof von Salzburg. Dabei hatte er schon am akademischen Gymnasium unter dem Präfekten P. Franz Esterl indirekt mit St. Peter Kontakt. Lukas Horner war ein exzellenter Schüler, dessen Jahreszeugnisse kaum anderes als Auszeichnungen (eminenter) aufweisen.¹⁵ Unter Abt Albert Nagnzaun trat er 1846 – mit 18 Jahren – in St. Peter ein. Der spätere Prior P. Amand Jung war sein Novizenmeister.¹⁶ Die Wahl

des Ordensnamens Romuald¹⁷, dem Gründer der Kamaldulenser, weist auf eine strenge monastische, aszetische Grundhaltung hin.

Friedrich Kardinal Schwarzenberg (1835–1850), „der große Hoffnungsträger der [...] antijosephinischen Zeit“,¹⁸ weihte Romuald zum Priester, bevor er einen knappen Monat später in Prag in sein neues Amt eingeführt wurde. Derselbe Fürsterzbischof hatte ihn schon gefirmt und dabei einen „Denkzettel“ verpasst, so nannte man damals das Firmzeugnis.¹⁹

Als junger Priester wurde P. Romuald in mehreren Expositionen (Außenstellen) des Klosters St. Peter eingesetzt, sowohl für ökonomische, als auch für seelsorgliche Aufgaben. In seiner Laufbahn gab es mehrere Wechsel zwischen Salzburg (Kämmerei St. Peter, Edmundsburg, Kloster Nonnberg), Dornbach bei Wien und Krems. Mitunter geschah dies sehr kurzfristig, wie er in seiner Autobiografie berichtete: *ich wurde in der k.k. Hofburg in Wien ohne vorherige Besprechung ihrer Majestät Kaiserin Mutter Karolina Augusta [Witwe nach K. Franz I.] als künftiger Direktor der Knaben Rettungs Anstalt in der Edmundsburg vorgestellt u Tags darauf reiste ich mit dem Hochwürdigsten ins Kloster zurück.*²⁰

Zur Abtwahl in St. Peter kam es 1876, nachdem Abt Franz Albert Eder die Salzburger Kathedra für sich entschieden hatte. 1876 war in der Erzdiözese Salzburg ein – wie man heute sagen würde – „Superwahljahr“: Den Anfang machte am 27. Mai das Domkapitel, das eben Franz Albert Eder zum neuen Erzbischof wählte. Am 4. September wurde Magdalena Klotz (1876–1889) zur Äbtissin von Nonnberg und am 16. September Friedrich Königsberger (1876–1905) zum Abt von Michaelbeuern gewählt. Am 20. Oktober wählte schließlich der Konvent von St. Peter Romuald Horner zum neuen Abt von St. Peter. Zu den ersten Gratulanten zählte Friedrich Kardinal Schwarzenberg. Der leibliche Vater soll ihm mit den Worten gratuliert haben: „Übernimm dich nur nicht.“²¹

3.1. Herkunftsfamilie und Angehörige im Kloster

Die religiöse Grundhaltung wurde in der Familie weitergegeben, wie Abt Romuald in seiner Autobiografie schreibt. Der Vater Johann Horner stammte aus Taxen-

¹⁷ Hl. Romuald von Camaldoli (um 952 in Ravenna–1027 in Val di Castro).

¹⁸ LIEBMANN, Dominanz (wie Anm. 6) 365.

¹⁹ ASP, Akt 38.

²⁰ ASP, Hs. A 89.

²¹ ASP, Hs. A 89, 12.

²² ASP, Akt 276 und Akt 277: zuvor war Matthias Horner Gerichtsdienersgehilfe in Neumarkt, danach Gefangenenerwärter in der k.k. Fronfeste.

²³ ASP, Akt 276; ASP, Akt 277; ASP, Akt 2349. Vermutlich handelt es sich nicht um den gleichnamigen Vater Romuald Horner, da dieser in seiner Autobiografie kein Wort von einer Anstellung seines Vaters in St. Peter erwähnt.

²⁴ ASP, Akt 276: wird sowohl als „Bruder“ als auch „Vetter“ bezeichnet.

²⁵ ASP, Hs. A 89, p. 1–7.

²⁶ Karl Friedrich HERMANN, Profießbuch der Benediktiner-Erzabtei St. Peter in Salzburg, in: Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde 100 (1960) 401–429, hier 402; ASP, Akt 137.

²⁷ ASP, Bildchensammlung, Sterbebildchen Horner, Anna (1904).

²⁸ ASP, Akt 137.

²⁹ ASP, Hs. A 708, p. 66 (10.5.1886). Desgleichen: Theresia Horner, siehe ASP, Akt 2802.

³⁰ ASP, Hs. A 708.

³¹ Zu Quellengattung der Intentionenbücher wurde zuletzt veröffentlicht: Alkuin SCHA-CHENMAYR, Intentionenbücher, in: Südwestdeutsche Archivalienkunde, online: <https://www.leo-bw.de/themenmodul/sudwestdeutsche-archivalienkunde/archivaliengattungen/amtsbuecher/intentionsbuecher>, Stand: 15.06.2021.

bach als eines von zwölf Kindern. Als junger Mann war er Teilnehmer der Koalitionskriege, verdiente sein Brot später als Gerichtsdienersgehilfe, und war ab ca. 1830 als Gefängnisverwalter in der Salzburger Fronfeste tätig. Seiner Familie entstammten mehrere Gerichtsdienersgehilfen, von denen sich zumindest drei in der Beamtenschaft des Stiftes nachweisen lassen: Der Gerichtsdienerssohn Matthias Horner aus Taxenbach war 1819–1820 Amtmann beim Urbarrichteramt im Stift.²² 1820 (bis 1825) wurde auch der Taxenbacher Gerichtsdienerssohn Johann Horner in St. Peter als Amtmann angestellt.²³ Ihm folgte sein Verwandter²⁴ Joseph Horner nach, der diese Stelle bis 1850 innehatte.

Vater Johann Horner war verheiratet mit Elisabeth Hauber aus Schwaben, das Paar hatte zusammen acht Kinder²⁵. Ein leiblicher Bruder trat als P. Kolumban (1837–1862) ebenfalls ins Kloster ein, verstarb aber bereits im Alter von 25 Jahren. Dieser Verlust muss sehr schmerzhaft gewesen sein, denn Abt Romuald bezeichnete seinen jüngeren Bruder als „Freund“.²⁶ Eine Schwester, Anna Horner (1833/34–1904), verstarb unverheiratet 1904 im 71. Lebensjahr.²⁷ Ob und in welchem Verwandtschaftsverhältnis der um 1900 in Salzburg geborene P. Eberhard Horner zu Abt Romuald stand, ist unbekannt. Geboren im Jahr 1900, legte er 1919 die Profess ab, trat aber 1921 wieder dem Kloster aus.²⁸ In den Quellen tauchen hin und wieder Namensträger auf, die wie beispielsweise Amalia Horner in Wien mit milden Gaben bedacht wurden.²⁹ Ihr Verwandtschaftsverhältnis zu Abt Romuald ist beim gegenwärtigen Forschungsstand aber ebenfalls nicht auszumachen.

3.2. Auszeichnungen und Persönliches

Ein eigenhändig geführtes Almosenverzeichnis zeigt, welchen hohen Stellenwert für Abt Romuald Akte der Mildtätigkeit hatten. Er finanzierte etwa für verschiedene Institutionen Christbäume. Auch Künstler wie Johann Piger (1848–1932) erhielten finanzielle Zuwendungen.³⁰

Ein ganz wichtiges Anliegen war Romuald Horner die Messpersolvierung, worüber sein Intentionenbuch detailliert Auskunft gibt.³¹ Darunter versteht man das dokumentierte Lesen bezahlter Messen für eine bestimmte Person oder Zweck (Intention) durch einen damit beauftragten Priester nach freier Einteilung. Die fein säuberliche Buch-

Abb. 3: Chronogramm auf
Abt Romuald Horner zum 65.
Geburtstag, 1892 (ASP, Akt 617-4)

führung bei einer ohnehin sehr formierten Schrift unterstreicht den hohen Stellenwert, den das Lesen der hl. Messe für Romuald Horner hatte.³²

Kalligraphische Erzeugnisse sind allgemein wichtige Indikatoren, sie liefern Hinweise auf die Bedeutung, die ihr Schöpfer dem Inhalt oder dem Anlass beimisst. In diesem Licht sind auch Gratulationsgedichte und Chronogramme auf seine Person zu interpretieren, die im Archiv der Erzabtei St. Peter erhalten sind.³³ Panegyrische Gedichte mit neo-barock gestalteten Titelseiten und Chronogrammen wurden nicht nur handschriftlich abgefasst, sondern teilweise sogar gedruckt. Sie wurden zu besonderen persönlichen Festen (Namenstag, Geburtstag, Weihetage) vorgetragen und überreicht – nicht nur von den Augustiner Chorfrauen in Goldenstein, sondern auch von den Benediktinerinnen in Nonnberg und nicht zuletzt vom eigenen Konvent. Immer stand das Wohl des Geehrten im Vordergrund, wie etwa folgendes Distichon zeigt:

*Was fleh'n sie [die Brüder] wohl im heiligen Sang,
der mächtig allen zu Herzen drang?
Sie beten, daß lange Gott erhalt'
den lieben Vater Romuald!*

Neben den ordensinternen Auszeichnungen sind offizielle Ehrenurkunden von staatlicher und privater Seite erhalten. Wie eingangs erwähnt war Abt Romuald Horner Komtur des Franz-Josef-Ordens. Von den sozial-caritativen und katholisch politischen Vereinen in Salzburg wurden ihm insgesamt sechs Ehrenmitgliedschaften zuteil.³⁴



³² ASP, Hs. A 966.

³³ ASP, Akt 617.

³⁴ ASP, Urk. Nr. 5131 (Ehrenmitgliedsurkunden): a) St. Vinzenzverein Salzburg, 1. November 1876; b) Radetzky Veteranenverein, 10. November 1876; c) k.k. Landwirtschaftsgesellschaft Salzburg, 13. Dezember 1876; d) Veteranenverein Salzburg, 25. Februar 1877; e) Allgem. Krankenunterstützungsverein Salzburg, 28. Jänner 1883; f) Kath. politischer Volksverein Salzburg, 20. Juli 1883.

4. ZUR ORDENSGESCHICHTE

4.1. Die Benediktinerkonföderation und -kongregation

Das Abbatiat Romuald Horners zeichnet sich durch strukturelle und organisatorische Maßnahmen sowie personelles Wachstum des Klosters aus.

Auf der Ebene der Benediktinerklöster gab zweifelsohne das 1.400-Jahr-Jubiläum der Benediktiner 1880 (Todesjahr Benedikts 480 n. Chr.) einen wichtigen Impuls in der eigenen Traditionswahrnehmung. Als eines der fruchtbarsten und nachhaltigsten Werke dieses Jahres wurde die Zeitschrift „Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und ihrer Zweige“ gegründet, die bis heute ein zentrales wissenschaftliches Medium der Benediktiner im deutschen Sprachraum ist. Als Zeichen der Einigkeit und Geschlossenheit ließen sich die Benediktineräbte der k.k. Monarchie im Jubiläumsjahr 1880 unter Beigabe von Ansichten ihrer Klöster gemeinsam porträtieren.³⁵ Zu diesem Zeitpunkt existierte noch keine Kongregation und somit keine verbindliche Zusammenarbeit von Klöstern in geistlichen wie weltlichen Belangen. Die österreichische Benediktinerkongregation vom hl. Joseph wurde erst 1889 unter maßgeblicher Beteiligung Abt Romualds gegründet.³⁶ Als erstem Präses dieser Kongregation war es die Aufgabe von Abt Romuald, bei Abtwahlen anwesend zu sein, wie beispielsweise 1890 in Lambach bei der Wahl von Abt Cölestin Baumgartner (1844–1934).³⁷

Wenige Jahre später, 1893, trafen sich Benediktineräbte in Rom zur Gründung einer Konföderation, um die weltweite Zusammenarbeit zu vertiefen.³⁸ Wesentliche Impulse gingen von Papst Leo XIII. aus, dessen einschneidende Eingriffe in die benediktinische Ordensstruktur³⁹ zu einer ersten Zentralisierung im Orden führten – eine in industrialisierten Gesellschaften zwangsläufige Entwicklung.⁴⁰ Dies konnte allerdings nicht ohne Kritik bleiben, da die dezentrale Struktur ein Wesensmerkmal der Benediktinerklöster ist.⁴¹ Das späte 19. Jahrhundert war jedenfalls eine Zeit des ordenspolitischen Universalismus, die sich unter anderem an der institutionalisierten Korrespondenz deutlich ablesen lässt. Aus praktisch allen Kontinenten sind derartige Korrespondenzstücke überliefert.⁴²

³⁵ ASP, Foto E 3.

³⁶ Korbinian BIRNBACHER nach Friedrich HERMANN, Die österreichische Benediktiner-Kongregation vom hl. Joseph 1889–1930, in: Die Reformverbände und Kongregationen der Benediktiner im deutschen Sprachraum (Germania Benedictina I, St. Ottilien 1999) 755–796.

³⁷ ASP, Foto E 99.

³⁸ ASP, Foto E 44.

³⁹ KÖHLER, Das organisatorische Moment in den alten Orden und den Neugründungen – innere Reform und Anziehungskraft, in: Die Kirche (wie Anm. 8), 278–292, hier 282.

⁴⁰ Ebd., 292.

⁴¹ Zu den vitalen Zusammenhängen zwischen dezentraler Struktur, Reform und Spontaneität und im Benediktinerorden siehe ebd., 280.

⁴² Siehe insbesondere die Totenroteln, über deren Erscheinungsform seit dem Ende des Ancien Régime ein Beitrag durch den Autor geplant ist.

Ein Satz aus der Benediktregel wurde zum Wahlspruch der Benediktiner erhoben: Damit in allem Gott verherrlicht werde – Ut In Omnibus Glorifietur Deus (Akronym: U.I.O.G.D.). Dieser aus RB 57,9 stammende und auf 1. Petrus 4,11 verweisende Satz war auch der persönliche Wahlspruch des Abtes Romuald Horner. Als Abtwappen wählte Romuald Horner ein silbernes, freischwebendes lateinisches Kreuz auf blauem Grund.

4.2. Zur Personalentwicklung St. Peters

Hinsichtlich der weltweiten Personalentwicklung im Benediktinerorden war das späte 19. Jahrhundert der Ausgangspunkt einer Versechsfachung: von 2.000 Ordensmitgliedern in 120 Klöstern im Jahr 1896 hin zu 12.000 Ordensmitgliedern in über 200 Klöstern im Jahr 1958!⁴³ Im Einzelfall verlief diese Entwicklung anders, teilweise gegenläufig: St. Peter hatte 1958 in etwa gleich viele Mönche wie 1896. Die frühe Regierungszeit Romuald Horners (1876–1901) brachte hingegen die größte Eintrittswelle in der jüngeren Geschichte des Klosters, mit weit über 50 Klostereintritten bzw. einer Steigerung um mehr als die Hälfte. Im weiteren Verlauf konnte der Personalstand in den 1920er Jahren durch eine Klostersauflösung in Tirol⁴⁴ noch erhöht werden. Diese beeindruckende Zahl muss allerdings in Relation gestellt werden, da die meisten Klöster in dieser Zeit große Zuwächse erfuhren. Bei den Halleiner Schulschwestern gab es im selben Zeitraum sogar eine Verdreifachung des Personalstands!⁴⁵

4.3. Besondere Ereignisse

Aus der Zahl der Maßnahmen und Werke Abt Romualds sei die Renovierung der Stiftskirche St. Peter beispielhaft angeführt.⁴⁶ Zuletzt war die Stiftskirche 1823 renoviert worden. 1882 feierte St. Peter nach der Haustradition sein 1.300-jähriges Bestehen, was Anlass zu einer neuerlichen, längst fälligen Innenrenovierung und Reinigung gab, bei der Maurer-, Zimmerer-, Maler- und Vergolderarbeiten von der Laterne bis zu den Altären vorgenommen wurden. Auch eine Gasbeleuchtung wurde in dieser Zeit installiert. Der Abt selbst führte das Bautagebuch resp. die Kostenübersicht und kommentierte jede abgeschlossene Maßnahme der von 10. Mai 1884 bis 16. Mai 1885 dauernden Renovierung mit „Deo Gratias“. Anschließend wur-

⁴³ KÖHLER, Das organisatorische Moment (wie Anm. 39) 281.

⁴⁴ Friedrich HERMANN, Innsbruck (Volders – Martinsbühel), Kinderfreundbenediktiner, in: Die benediktinischen Mönchs- und Nonnenklöster in Österreich und Südtirol (Germania Benedictina III/2, St. Ottilien 2001) 84–133.

⁴⁵ ORTNER, Kirchengeschichte (wie Anm. 9) 155.

⁴⁶ Siehe dazu Gerald HIRTNER, Quellen zur Baugeschichte der Stiftskirche St. Peter, in: Mitteilungen des Referats für die Kulturgüter der Orden 4 (2019) 86–92, online unter https://www.ordensgemeinschaften.at/kultur/ejournal/mirko_2019_hirtner_baugeschichte_stiftskirche_stpeter.pdf [Zugriff: 25.02.2021].

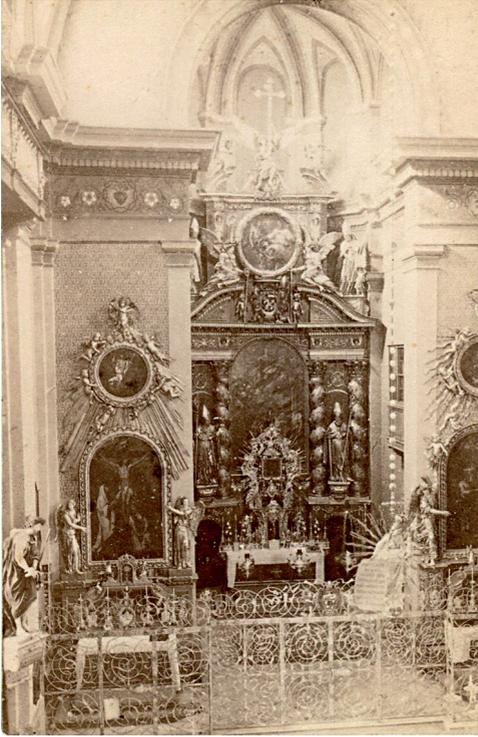


Abb. 4: Innenaufnahme der Wallfahrtsbasilika Maria Plain mit den heute nicht mehr vorhandenen Dekorationsmalereien, nach 1885 (ASP, Foto B 561)

de bis Ende des Jahres 1885 die von St. Peter betreute Wallfahrtskirche Maria Plain neu ausgemalt. Die Dekorationsmalereien wurde später, wohl in den 1950er Jahren, wieder entfernt. Beide Maßnahmen zusammen kosteten das Stift über 13.000 Gulden.⁴⁷ Das entsprach in etwa einem Viertel der regulären jährlichen Ausgaben des klösterlichen Hoheitsbereichs.⁴⁸ Die Haupteinnahmequellen des Stiftes in dieser Zeit waren Zinserträge aus der Grundentlastung und Erlöse des Peterskellers, wobei der Abt das Einnahmen- und Ausgabenjournal der Abtei eigenhändig führte. Und eigenhändig führte Abt Romuald Horner auch seine Tagebücher.

5. DIE TAGEBÜCHER DES ABTS ROMUALD HORNER

Insgesamt sind vier Tagebuchbände überliefert, die jeweils unterschiedliche Formate, Bindungen, Umfänge und Struktur aufweisen. Das erste Tagebuch stammt noch aus der Zeit als Novize bzw. Kooperator in Wien-Dornbach (ca. 1851–1856, Hs. A 88) und ist im Stil eines Nekrologiums kalendarisch strukturiert. Die anderen drei Bände stammen aus der Regierungszeit, wobei der letzte, dünne Band von einem anderen Schreiber, vermutlich dem Abteisekretär, geführt wurde.

Die Tagebuchbände weisen unterschiedliche Formate auf: Der erste Band misst 28x23,5x2 cm und ist mit besonders kleiner Handschrift beschrieben – die einzelnen Buchstaben sind teils kleiner als 1 mm. Die bei Novizen immer wieder zu beobachtende geringe Schriftgröße mag als Demutsgeste interpretiert werden. Jede Doppelseite bietet Platz für vier Tage, denen der Tagesheilige vorangestellt ist. Durch den jährlich wiederholten Gebrauch

⁴⁷ ASP, Akt 641.

⁴⁸ ASP, Hs. A 889.

einer Spalte erhöht sich für den Schreiber der Erinnerungswert der Aufzeichnungen. Es schließen ein Einnahmen- und Ausgabenverzeichnis sowie ein alphabetisches Register an, die jedoch nur rudimentär geführt wurden.

Der folgende Band von der Abtsweihe bis zum Jahr 1883 (Hs. A 89) umfasst 356 beschriebene Seiten und misst 35x23x4,5 cm. Er beginnt mit einer Autobiografie auf den ersten sieben Seiten, die nahtlos in die chronologisch geführten Tagebucheinträge übergeht. Die Schriftgröße ist hier gewöhnlich, die Kursive formiert und regelmäßig, das Schriftbild aber sehr gedrängt, die Zeilenabstände gering, sodass ca. 60 Zeilen pro Seite Platz finden. Zudem sind die Seiten teils bis dicht an die Ränder beschrieben. Als Strukturelemente dienen die Zeileneinrückungen mit jedem Tageseintrag und die gelegentliche Hervorhebung von Namen mit Buntstift. Die durchgehend zeitgenössische Paginierung konnte zur Registrierung herangezogen werden.

Der Folgeband aus dem Zeitraum 1884–1899 (Hs. A 90) ist der größte und umfangreichste, er misst 37x24,5x6 cm. Dass er als gleichartige Fortführung gedacht ist, ergibt sich schon aus dem Umstand, dass die Seitenzählung mit Seite 357 einsetzt. Zahlreiche lose Beilagen zu diesen beiden Bänden werden seit der Restaurierung aus konservatorischen Gründen in einer gesonderten Mappe aufbewahrt.

Der letzte Band für den Zeitraum 1900–1901 (Hs. A 91) wurde zwar fortlaufend ab S. 729 paginiert, weist aber mit 20,5x25x2 cm kleinere Maße und eine andere Handschrift auf. Die Eintragungen enden abrupt einen Tag vor dem Ableben des Abtes, am 9. Februar 1901 mit dem Vermerk: *Um 5h hl. Messe keine Com(munion) -1° trüb.* Das abrupte Ende ist ein Indiz dafür, dass die Einträge diktiert wurden.

Die inhaltlichen Hauptkategorien der Tagebücher sind: Liturgie, Wetter, Korrespondenz, Personalien, Wirtschaftsangelegenheiten und Extraordinaria. Es fällt auf, dass die Einträge über die Jahre kürzer werden. Der geografische Horizont bleibt zumeist auf Salzburg und St. Peter beschränkt. Weltpolitische Ereignisse finden – im Unterschied zu den Amtsvorgängern, insbesondere zu Dominikus Hagenauer⁴⁹ – nur am Rande Erwähnung. Bei-

⁴⁹ Abt Dominikus Hagenauer (1746 - 1811) von St. Peter in Salzburg, Tagebücher 1786–1810, hrsg. von der Historischen Sektion der Bayerischen Benediktinerakademie, bearb. und kommentiert von Adolf Hahn, Hannelore und Rudolph Angermüller. 3 Bde. (St. Ottilien 2009) (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige Erg.-Bd. 46).

spielsweise wird die Ermordung des russischen Zaren Alexander II. Romanow 1881 in zwei Sätzen erwähnt. Zur Illustration sei der betreffende Tageseintrag des 14. März 1881 angeführt:⁵⁰

14. März f. 2.[feria secunda = Montag] – ½° heller Morgen. ¾ 5 in der Abteikapelle celebrirt. Um 7 h der levitirte Anniversarius für sel. P. Subprior Karl [Schachenbauer, gest. 1880]. Den Stiftskapitalien Ausweis beendet. D(eo) G(ratias) Die Fassion fürs Gebühren Aequivalent will ich in Gottes Namen heute beginnen. Telegramm der Ermordung des russischen Kaisers. Schreiben mit Faßlisten nach Dornbach [heute: Wien XVII.], Krems u Arnsdorf [in der Wachau] u an Wiedermann in Krems.

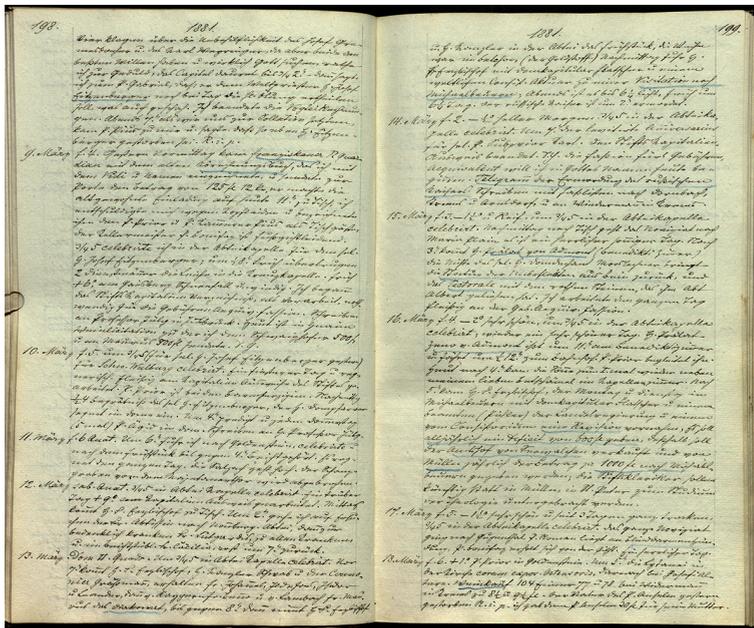


Abb. 5: Tagebuch-Doppelseite mit Eintrag vom 14. März 1881 (ASP, Hs. A 89, p. 199)

Wissenschaftliche Großereignisse wie etwa die Entdeckung Trojas durch Heinrich Schliemann finden keine Erwähnung. Die so genannte „böhmische Frage“, die die Habsburgermonarchie vor allem seit dem Ausgleich mit Ungarn 1867 (sowie unter der Regierung des Ministerpräsidenten Eduard Grafen Taaffe 1880 und wieder nach dem Scheitern der Ausgleichsverhandlungen 1890) in Atem hielt, findet ebenfalls keine Erwähnung.

Die Tagebücher sind im Stil eines Agendariums bzw. Aktuariums geführt. Abt Romuald Horner erwähnt die für ihn wesentlichen Fakten und ist dabei ein genauer Beobachter. Aber er ist auch sparsam im Wortgebrauch, kommentiert Ereignisse selten und überlässt die Interpretation dem Leser. Im Vordergrund stehen Fakten, Emotionen werden kaum vermittelt. Strukturell gesehen ist vielleicht die nüchterne Tagebuchführung des Beamten Joachim Ferdinand von Schidenhofen mit den vorliegenden Einträgen vergleichbar.⁵¹

Die Tagebücher Abt Romuald Horners sind nunmehr restauriert, retrokonvertiert (TIF) und durch ca. 230 Seiten reines Register mit geschätzten 8.000 Lemmata erschlossen. Dieses kombinierte Orts-, Personen- und Sachregister erfasst folgende Informationsstränge:

1. Alle Personennamen
2. Alle Orte, Institutionen, Klöster etc.
3. Alle Behörden und offiziellen Vorgänge
4. Alle Festlichkeiten, Jubiläen und andere Ereignisse
5. Besondere Wetteraufzeichnungen
6. Politische und kirchliche Besonderheiten

Trotz aller Akribie des Bearbeiters waren 700 Personennamen nicht auflösbar und harren weiter ihrer Bestimmung. Die Möglichkeiten sind noch nicht restlos ausgeschöpft, denn einige Quellen aus der Regierungszeit Abt Romuald Horners (Korrespondenz, Rechnungsbücher, etc.) sind noch nicht erschlossen oder bearbeitet. In dieser Hinsicht ist das 19. Jahrhundert für Salzburg immer noch ein „»finsterner« Jahrhundert“⁵². Die Erschließung der Tagebücher des Abts Romuald Horner sind jedenfalls ein weiterer Mosaikstein zum Verständnis der parallel zum Fin de Siècle verlaufenden konservativen Strömungen. Die genannten Quellen und Findmittel können im Archiv der Erzabtei St. Peter auf Anfrage benützt werden.

⁵¹ Joachim Ferdinand von SCHIDENHOFEN, Joachim Ferdinand von Schidenhofen, ein Freund der Mozarts. Die Tagebücher des Salzburger Hofrats, hg. von Hannelore Angermüller. Bad Honnef 2006 (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde Erg.-Bd. 24).

⁵² Ernst HANISCH, Im Schatten berühmter Zeiten. Salzburg in den Jahren Georg Trakls 1887–1914 (Salzburg 1986) 211.

Gerald Hirtner studierte Geschichte und Politikwissenschaft in Salzburg und Brüssel. Seit 2007 ist er Archivar der Erzabtei St. Peter in Salzburg, seit 2016 Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive Österreichs sowie Redakteur der Mitteilungen zu den Kulturgütern der Orden (MiKO) und der Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige (SMGB). Sein bisheriges wissenschaftliches Werk fokussiert auf die Salzburger Regionalgeschichte und frühneuzeitliche Ordensgeschichte.

Kontakt: archiv@erzabtei.at

DIE STIFTUNG OPFERSCHUTZ DER RÖMISCH- KATHOLISCHEN KIRCHE IN ÖSTERREICH

Rita Kupka-Baier, Erhard Rauch SDS

Vortrag gehalten bei der virtuellen Jahrestagung der ARGE Ordensarchive 2020 am 5. Oktober 2020.

Die mit dem Opferschutz in Zusammenhang stehende Arbeit in der römisch-katholischen Kirche in Österreich kann man in mehrere Phasen gliedern, bis hin zu den Änderungen, die sich durch die Überarbeitung der Rahmenordnung „Die Wahrheit wird euch frei machen“ 2021¹ ergeben². In jeder dieser Phasen entstanden und entstehen für die Archive relevante Dokumente. Zu jedem Fall, der von Ihnen vertretenen Organisation, sei es ein Orden, eine Diözese oder eine andere Einrichtung, zugeordnet ist, sollten diese Dokumente vorhanden sein.

Den Wendepunkt markiert das Jahr 2010, in dem es aufgrund der medial berichteten Skandale – auch aus der österreichischen Kirche – zu massenhaften Austritten der Katholikinnen und Katholiken des Landes kam.

Schon von Anfang an wurde von den Verantwortlichen der katholischen Kirche in Österreich, Bischöfe, Vorsitzende der Ordenskonferenz und anderen Organisationen eine Haltung „pro Opfer“ als wesentlich genannt. Es erfolgt keine Beweisführung im Sinne eines Gerichtsverfahrens, es geht um eine Glaubhaftmachung des Erlebten.

Die im gesamten Ablauf verwendeten Begriffe sind daher „Betroffene Person“, für die von Gewalt und Missbrauch Betroffenen, und „Beschuldigte Person“ für Männer und Frauen, denen Gewalt und Missbrauch vorgeworfen werden.

¹ „Die Wahrheit wird euch frei machen (Joh 8,32)“. Rahmenordnung für die katholische Kirche in Österreich, Österreichische Bischofskonferenz (Hg.), Wien 32021.

² <https://www.ombudsstellen.at/> Einleitung | Rahmenordnung "Die Wahrheit wird euch frei machen" (ombudsstellen.at) [Zugriff am 12.10.2021].

1. 2010 PHASE 1

2010 war der Druck der Öffentlichkeit so groß, dass sich die Österreichische Bischofskonferenz zum Handeln gezwungen sah. Von Anfang an waren Vertreterinnen der Vereinigung der Frauenorden und Vertreter der Superiorenkonferenz (seit 2019 gemeinsam in der „Österreichischen Ordenskonzferenz“) bei der Erarbeitung der Rahmordnung und der Gestaltung der Gremien beteiligt. Im April 2010 wurde Frau Landeshauptmann a.D. Waltraud Klasnic als Unabhängige Opferschutzanwältin bestellt und beauftragt, Personen für eine Unabhängige Opferschutzkommission (UOK) zu suchen. Die Unabhängige Opferschutzanwältin Frau Klasnic war Anlaufstelle für die Meldungen von Betroffenen, die in großer Zahl eintrafen. Für die organisatorische Unterstützung von Frau Klasnic wurde ein Büro „Unabhängige Opferschutzanwaltschaft“ (UOA) eingerichtet. Die Unabhängige Opferschutzkommission war und ist dafür zuständig, über die konkrete Höhe von Finanzhilfen und Therapiebeiträgen zu entscheiden.

Für die konkrete Abwicklung der zugesprochenen Finanzhilfen und Therapien wurde die Stiftung Opferschutz³ der katholischen Kirche gegründet. Die Stiftung setzt die Beschlüsse der Unabhängigen Opferschutzkommission um, zahlt an die Betroffenen aus und verrechnet diese Beträge an die Kirchlichen Oberen weiter.

Im Weiteren stellen die fett und kursiv gedruckten Schritte der Bearbeitung Kontaktaufnahmen mit den kirchlichen Oberen dar. Die Korrespondenz müsste, sofern sie an die Organisation geschickt wird, vorhanden sein.⁴

1.1.2010 – Phase 1 - Ablauf

In dieser Phase erfolgt der Ablauf der Meldungen und Bearbeitungen folgendermaßen.

- Betroffene melden sich direkt bei der UOA / Frau Klasnic
- Clearing durch Therapeuten
- Stiftung Opferschutz kontaktiert kirchlichen Oberen, Ersuchen um Stellungnahme („Erstkontakt“)
- Entscheidung durch UOK

³ Vorsitzende der VFÖ und Vorsitzender der SK waren Mitglieder des Kuratoriums, heute sind dies Vorsitzende/r und Stv. Vorsitzende/r der ÖOK. Der dreiköpfige Vorstand wurde gebildet von der Generalsekretärin der VFÖ, dem Generalsekretär der SK und einer Vertretung der ÖBK. Seit Gründung der ÖOK sind Generalsekretär/in und ein/e Vertreter/in der Orden sowie eine Vertretung der ÖBK im Vorstand. Das Prinzip, dass sowohl Frauen- als auch Männerorden im Vorstand vertreten sein sollen, wird weiterhin befolgt. Im Kuratorium erfüllt sich dies automatisch aus den Statuten der ÖOK.

⁴ Ein kirchlicher Obere / kirchliche Oberin kann jederzeit bei der Stiftung Opferschutz um eine Liste der ihrem Orden zugerechneten betroffenen Personen anfragen.

- Stiftung Opferschutz verständigt kirchliche Obere „Forderungsanmeldung“
- Stiftung Opferschutz verrechnet nach Auszahlung weiter an kirchliche Obere („Refundierungsschreiben“)

1.2.2010 – Phase I - Kontakte mit kirchlichen Oberen

Untenstehend ist ein Beispiel für diesen „Erstkontakt“ durch Stiftung. Dieses Schreiben will zum einen den Kirchlichen Oberen über die Opfermeldung informieren und zum anderen wird um eine Stellungnahme ersucht.

Wien, am 22.07.2011
AZ: 1612/12

Hochwürdigster Herr Provinzial

Unter Bezugnahme auf unsere Aufforderung zur Stellungnahme dürfen wir bekannt geben, dass die Unabhängige Opferschutzanwaltschaft unter dem Vorsitz von Frau Landeshauptmann a.D. Waltraud Klasnic der Stiftung Opferschutz folgenden Beschluss mitgeteilt hat:

1. Beschuldigter:
Vor- und Zuname: [REDACTED]
Jahr der Tat: [REDACTED]
Art der Tat (Missbrauchshandlung – Gewalthandlungen): [REDACTED]

2. Opfer:
Vor- und Zuname: [REDACTED]
Von der Unabhängigen Opferschutzanwaltschaft wurde für die oben genannten Taten eine finanzielle Hilfe in der Höhe von € 25.000,00 festgesetzt plus Therapie im Ausmaß von bis zu 100 Stunden.

„Erstkontakt“ durch Stiftung

- Information über Opfermeldung
- Ersuchen um Stellungnahme

Mit der „Forderungsanmeldung“ erfolgt die Information des Kirchlichen Oberen darüber, dass die Unabhängige Opferschutzkommission einen Beschluss gefasst hat sowie über die Höhe der zugesprochenen Finanzhilfe und / oder Therapie. Untenstehend sehen Sie ein Beispiel für eine Forderungsanmeldung.

„Forderungsanmeldung“ durch Stiftung

- Information über Beschluss UOK
- Höhe Beschluss Finanzhilfe bzw. Therapie

Wien, am 21.03.2011
AZ 1612/12

Hochwürdigster Herr Provinzial

Der Vorstand der Stiftung Opferschutz der Katholischen Kirche in Österreich gibt bekannt, dass ein Verfahren bei der Opferschutzanwaltschaft auf Grund einer Opfermeldung eingeleitet wurde. In diesem Verfahren wurde das psychologische Clearing durchgeführt, dieses hat ergeben, dass ein erhärteter Verdacht vorliegt.

Opfer: [REDACTED]

Beschuldigte/r: [REDACTED]

Tatzeitraum: [REDACTED]

Ort / Art der Tat: [REDACTED]

Die Kommission der Unabhängigen Opferschutzanwaltschaft wird sich erst nach Stellungnahme des Oberen und unter Berücksichtigung dieser Stellungnahme endgültig mit dem Fall beschäftigen.

Wir dürfen nun ersuchen, binnen vierzehn Tagen Ihre Stellungnahme zu diesem im psychologischen Clearing erhärteten Verdacht bekannt zu geben.

2. JUNI 2011 – PHASE II

- Einbindung der diözesanen Ombudsstellen (OST)
- Ombudsstellen als Anlaufstelle für Betroffene
- Aufnahme der Fälle und – wenn gewünscht – Weiterleitung an die UOA
- Eine Falldokumentation wird von der Ombudsstelle erstellt
- Clearing nur in Sonderfällen
- Weiterer Ablauf bzw. Kontakte mit Kirchlichen Oberen wie zuvor

3. 2013 – PHASE III

- Einsetzen Diözesane Kommission (DK)
- Diese führt anhand der Falldokumentationen aus den Ombudsstellen Erhebungen durch
- Befragung der Kirchlichen Oberen
- Befragung der Beschuldigten
- Beratung des Ordinarius zum Umgang mit Beschuldigten

3.1. 2013 – Phase III - Kontakte mit Kirchlichen Oberen

- „Erstkontakt“ durch Diözesane Kommission
- Information über Opfermeldung
- Übermittlung Falldokumentation
- Ersuchen um Stellungnahme
- Ersetzt „Ersterhebung“ durch Stiftung Opfer-schutz

Schreiben durch Stiftung nach Beschluss UOK (siehe Seite 132, „Forderungsanmeldung“ durch Stiftung)

- „Forderungsanmeldung“
- „Refundierungsschreiben“

4. 2017 PHASE IV

Eine wesentliche Änderung brachte 2017 das vom Parlament beschlossene „Heimopferrentengesetz“⁵, abgekürzt HOG. Dieses Gesetz sichert Menschen, die in ihrer Kindheit und Jugend in einem Heim untergebracht waren, eine monatliche Rente zu.

⁵ <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=20009898> [Zugriff, 12.10.2021].

- Zusatzpension für Heimkinder (auch Internate)
- Volksanwaltschaft als Anlaufstelle für Betroffene, die sich noch nicht gemeldet haben
- Volksanwaltschaft braucht Information, ob die betreffende Person
- Zur angegebenen Zeit
- In der betreffenden Einrichtung war
- Auskunft generell via Österreichische Ordenskonferenz
- Sie kontaktiert den Orden mit der Anfrage
- Sie gibt die Rückmeldung des Ordens an die Stiftung Opferschutz und diese an die Volksanwaltschaft weiter

5. 2021 PHASE V

Ergänzend zum Vortrag sei an dieser Stelle auf die aktuelle Entwicklung hingewiesen. Die Österreichische Ordenskonferenz⁶ und die Österreichische Bischofskonferenz⁷ haben eine überarbeitete Rahmenordnung beschlossen. Diese dritte überarbeitete Rahmenordnung trat mit 1. September 2021 in Kraft.

Wesentliche Veränderungen sind:

- Sowohl ein kirchliche/r Obere/r als auch eine Diözesankommission können ein Clearing verlangen.
- Eine Diözesankommission kann bei bestimmten, festgelegten Voraussetzungen einen diözesanen Abschluss setzen.
- Die Unabhängige Opferschutzkommission kann bei fehlenden Informationen an die Diözesankommission eine Rückfrage stellen.
- Bei von den Voten der Diözesankommissionen abweichenden Entscheidungen der Unabhängigen Opferschutzkommission ist der Entscheidung eine Begründung beizufügen.

⁶ <https://ordensgemeinschaften.at/artikel/6318-opferschutz-rahmenordnung-wurde-aktualisiert> [Zugriff, 12.10.2021].

⁷ <https://www.bischofskonferenz.at/135358/missbrauch-bischofskonferenz-aktualisiert-richtlinien> [Zugriff, 12.10.2021].

6. KIRCHLICHE VERFAHREN BEI KLERIKERN

Gemäß Can. 1717 - § 1⁸ muss der Ordinarius eine Voruntersuchung einleiten, wenn er Kenntnis davon erlangt, dass eine Straftat durch einen Kleriker vorliegen könnte.

Die Voruntersuchung ist mit einem Dekret einzuleiten und mit einem Dekret abzuschließen. Danach muss der Ordinarius den gesamten Akt, versehen mit seinem persönlichen Votum, der Glaubenskongregation zuleiten, welche die bereits getroffenen Maßnahmen bestätigt oder korrigiert und die weitere Vorgangsweise festlegt (z.B. ob und von wem ein Strafverfahren oder ein kirchlicher Strafprozess durchzuführen ist).

⁸ Codex des kanonischen Rechtes, Buch VII „Prozesse“, Can. 1717 - § 1. https://www.vatican.va/archive/cod-iuris-canonici/cic_index_ge.html [Zugriff, 12.10.2021]

7. HISTORISCHE DIMENSIONEN

- Ordensinterne Dokumentation von Missbrauchsmeldungen
- Betroffene und Beschuldigte
- Umgang mit Vorwürfen bzw. deren Aufarbeitung
- Konsequenzen für Beschuldigte (auch kirchliche Verfahren)
- Dokumente aus der Zeit vor 2010 integrieren
- Dokumente über die Betreuung von Minderjährigen oder Schutzbedürftigen
- Schüler, Internats- bzw. Heimzöglinge (wer wann in welcher Einrichtung)

8. GESETZLICHE AUSKUNFTSPFLICHTEN

- Heimopferrente
- Bestätigung des Aufenthalts durch Orden als Grundlage für Rentenanspruch
- Unterlagen über Heimkinder, Internatszöglinge, ... dauerhaft verwahren (Nachweis für/über korrekte Auskunft)
- Verfahren nach Straf- bzw. Zivilrecht
- Auskunftsfähigkeit sichern
- Fakten und Atmosphärisches

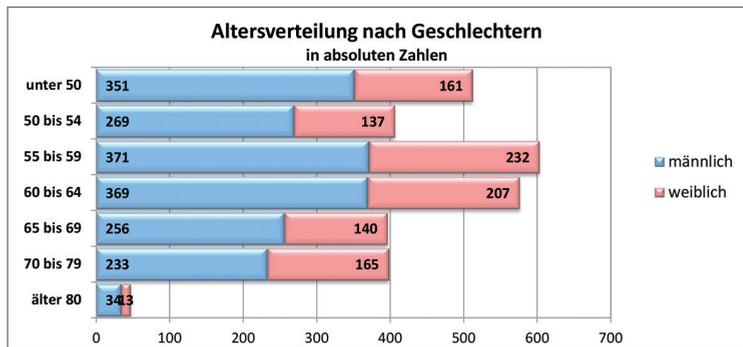
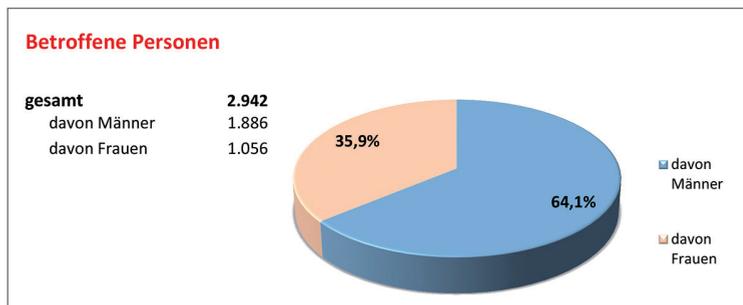
9. ÖFFENTLICHES INTERESSE

- Umgang der katholischen Kirche mit Missbrauchsfällen
- Auskunftsfähigkeit, auch in ferner Zukunft, sichern
- Dokumentation für und von Medienberichten

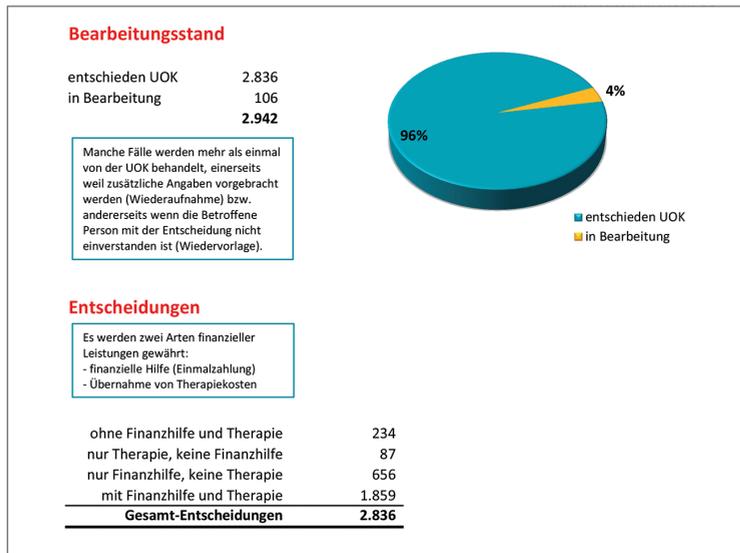
⁹ Alle Daten mit Stand 30. Oktober 2021.

10. ZAHLEN, DATEN, FAKTEN AUS DER STIFTUNG OPFERSCHUTZ⁹

Die untenstehenden Graphiken werden von der Stiftung Opferschutz erstellt.



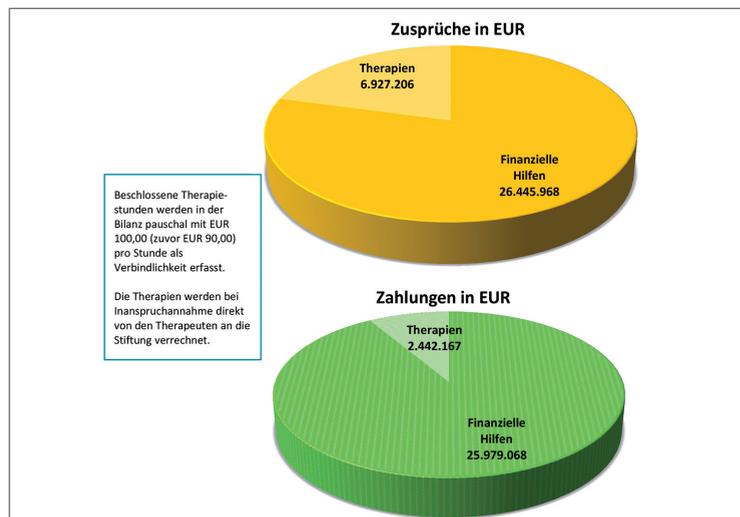
Der Bearbeitungsstand zeigt an, wie viele Fälle von der Unabhängigen Opferschutzkommission bereits entschieden sind. Von den 2.730 entschiedenen Fällen wurden in 1.809 Fällen sowohl Finanzhilfe als auch Therapie zugesprochen, in 625 Fällen wurde eine Finanzhilfe zugesprochen, in 81 Fällen nur Therapie. In 215 Fällen wurde weder Finanzhilfe noch Therapie zugesprochen.



Finanzielle Zusprüche und Zahlungen

	Zusprüche in EUR	Zahlungen in EUR	Zahlungsgrad
Finanzielle Hilfe	26.445.968,00	25.979.068,00	98,2%
Therapien	6.927.206,00	2.442.167,00	35,3%
Gesamt	33.373.174,00	28.421.235,00	85,2%

In Summe wurden für Finanzhilfen EUR 25.901.468,00 und für Therapien EUR 6.766.206,00 zugesprochen. Von den Finanzhilfen sind EUR 25.731.568,00 ausbezahlt, von den zugesprochenen Therapien EUR 2.392.966,00.



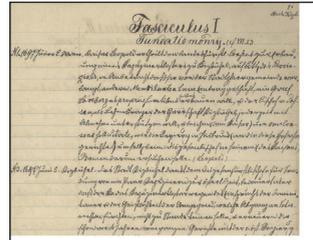
BISHER ERSCHIENEN:

Bis inklusive Ausgabe 4 (2019) erschienen als Mitteilungen des Referats für die Kulturgüter der Orden (MiKO).



1/2016

Mitteilungen des Referats für die Kulturgüter der Orden



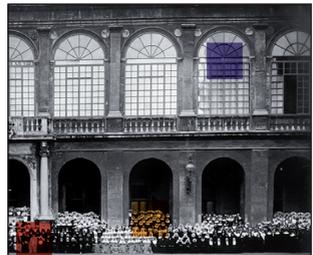
2/2017

Mitteilungen des Referats für die Kulturgüter der Orden



3/2018

Mitteilungen des Referats für die Kulturgüter der Orden



4 (2019)

Mitteilungen des Referats für Kulturgüter



5 (2020)

Mitteilungen zu den Kulturgütern der Orden





PROGRAMM 2022

31. Jänner 2022

STUDIEN TAG DER ARCHIVE

Kontinuitäten und Umbrüche im Archivwesen

Gemeinsam mit der Fachgruppe der Archive der anerkannten Kirchen und Religionsgemeinschaften im Verband Österreichischer Archivarinnen und Archivare (VÖA)
Salzburg, Erzbischöfliches Palais

11. März 2022

VERNETZUNGSTREFFEN KULTURGÜTER

sichtbar – unsichtbar

Gemeinsam mit dem Museum am Dom der Diözese St. Pölten
St. Pölten, Museum am Dom

8. April 2022

BENEFIZ - KLOSTERFLOHMARKT

Wien, Quo Vadis?

20.-21. Mai 2022

JAHRESTAGUNG DER ARBEITSGEMEINSCHAFT KIRCHENPÄDAGOGIK

Living Stones

Salzburg, Kapitelsaal der Erzdiözese Salzburg



13.-14. Juni 2022

JAHRESTAGUNG KIRCHLICHER BIBLIOTHEKEN

Bestände auf Reisen

Arbeitsgemeinschaft der Ordensbibliotheken gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft Katholisch-theologischer Bibliotheken (AKThB)
Stift Melk (NÖ)

24.-25. Juni 2022

FORTBILDUNG KIRCHENPFLEGE

Seminar Restaurierung

Gemeinsam mit dem Kunstreferat und Diözesankonservatorat der Diözese Linz
Stift Kremsmünster (OÖ)



27.-29. Juni 2022

JAHRESTAGUNG DER ARBEITSGEMEINSCHAFT ORDENSARCHIVE

Tue Gutes und sprich darüber!

Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit in kirchlichen Archiven

Gemeinsam mit der Arbeitsgemeinschaft der Diözesanarchive Österreichs
Puchberg bei Wels (OÖ), Bildungshaus Schloss Puchberg



23. November 2022

KULTURTAG IM RAHMEN DER HERBSTTAGUNGEN DER ORDEN

Wien, Kardinal König Haus

